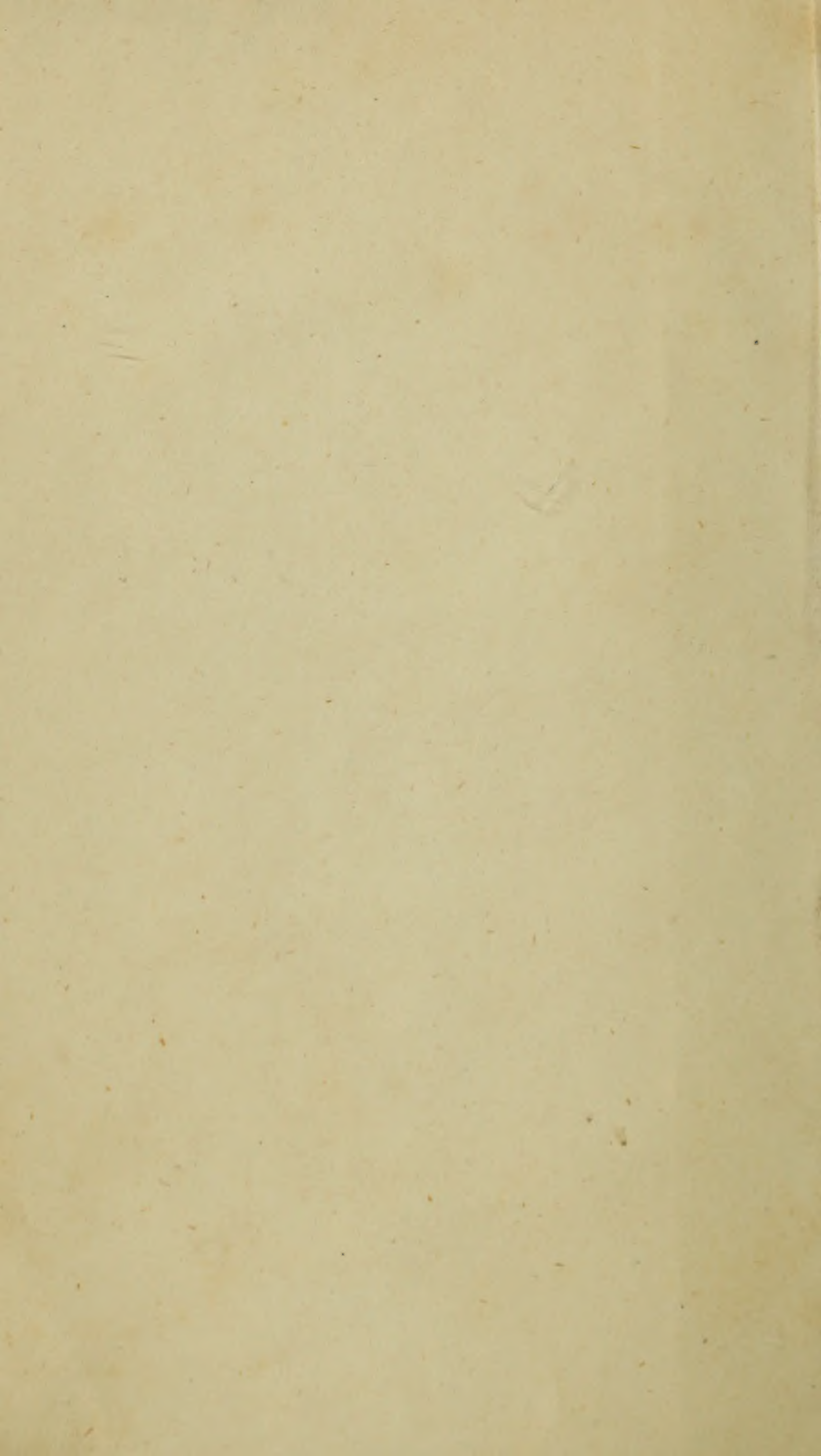

3 1761 07495705 1



# Lord Byron.

## Ein Dichterleben.

Novellen

von

**Ernst Willkomm.**

---

Zweiter Band.

**Leipzig, 1839.**
Verlag von Wilhelm Engelmann.

# III.

# Abenteuer im Orient

Kann, wer verbannt ist, sich entfliehn? —
Und geh' ich in die Welt hinein,
Wird mit mir Gift des Lebens ziehn,
Der Dämon — der Gedanke sein.

An Inez.

## 1.

In den Engpässen der albanischen Gebirge begann es schon zu dämmern, als eine kleine Gesellschaft Reisender in das weite, fruchtbare Thal des Laos hinabstieg. Beschwerliche, anhaltende Märsche durch unwegsame und zum Theil auch unsichere Gegenden hatten die Reisenden ermüdet und sie unempfänglicher für die überraschenden Schönheiten der umgebenden Natur gemacht, als sie es eigentlich waren. Schweigend trabten sie auf ihren Rossen neben einander fort, dem voranschreitenden Führer achtlos folgend, dessen Tracht ihn als einen Bewohner Albaniens bezeichnete. Der blutrothe, turbanartig um den Kopf gewundene Shawl, der goldgestickte Gürtel

unter der kurzen Weste von karmoisinrothem Sammt, mit Pistolen und Yataghan bewaffnet, gaben ihm das Ansehen eines Räubers. Der Knall einer Toffaika, dem in schneller Aufeinanderfolge mehrere antworteten, rüttelte die Reisenden auf aus ihrem Schweigen. Zwei derselben griffen entschlossen zu ihren Waffen, nur ein Dritter duckte sich, furchtsam umherblickend, scheu nieder auf den Hals seines Pferdes.

„Es scheinen Klephten in der Nähe zu sein, Derwisch. Jagen wir sie auf aus ihren Schlupfwinkeln und retten die Bedrängten? Beim Barte meines Vaters, ich spüre Lust, auf eigene Faust einen kleinen Krieg zu beginnen!"

Diese Worte richtete der Jüngste unter den Reisenden, ein Mann mit glänzend gelocktem, dunkelbraunem Haar und leidenschaftlich lebendigen Augen, an den vorausschreitenden Führer.

„Allah il Allah!" entgegnete würdevoll der Angeredete. „Hier gibt es keine Klephten, Effendi; es ist die Toffaika des Gläubigen, die das Ende des

Rhamazan verkündigt. Hörst Du die Stimme des Muezzin? Wie Musik aus dem Paradiese zittert sein Ruf zum Gebet in der stillen Abendluft durch's Thal. Wir sind in Tepeleni, Effendi, dort zur Rechten zeigen sich eben die Zinnen seiner Minarets." Ein unwillkürlicher Ausruf der Bewunderung entschlüpfte den Lippen des Reisenden. Im Glanz der Abendsonne glühten die vergoldeten Halbmonde auf den weißen schlanken Minarets, das Blau des ionischen Himmels schmiegte sich so duftig und glänzend um die vergoldeten Bergeshöhen, als wäre es den dunkelblauen Flügeldecken des Kaschmirfalters entlehnt. Nachtigallen schlugen in den flüsternden Blätterboskets der Platanen und Immergrüneichen, die wilde Lachtaube girrte und scherzte in den wunderlichsten Kehltönen, und darein schmetterten wieder der gellende Freudenruf der Trompeten, Büchsenschüsse, das leis verhallende Echo eines jauchzenden oder kriegerischen Ausrufes.

Durch die Worte des Arnauten etwas beruhigt, bemühte sich der furchtsame Reiter, eine sorglose

Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen, im Herzen aber fühlte er sich so schwer von Angst bedrückt, daß er unmöglich noch länger schweigen konnte. Indem er sein Thier nahe zu dem des kampflustigen jungen Mannes hinleitete, sprach er: „Diese furchtbar aussehenden Mauern und Thürme sind also der berüchtigte Aufenthaltsort des grausamen Türken? Hm! — Gedenken Ew. Herrlichkeit lange unter den Klauen des Löwen zu schlafen?"

„Wenn es mir gefällt, guter Junge, ein Jahr. Vielleicht lasse ich mich auch von dem Pascha anwerben und helfe ihm Berat belagern. Mir jucken die Fäuste und mein Herz lechzt nach Blut."

„Ew. Herrlichkeit sind in einer recht scherzhaften Laune," versetzte seufzend der Furchtsame.

„Daran bist Du schuld, Fletcher! Wenn Du seufzest, muß ich lachen, bist Du zum Stöhnen aufgelegt, so fühle ich einen unwiderstehlichen Drang, Narrenspossen zu machen. Versuch's einmal und sei lustig, ausgelassen, und ich schwöre Dir zu, daß ich so melancholisch sein werde wie ein dem Begriff

der Treue ergebenes Mädchen, das ihr Liebhaber verlassen hat."

„Nein, nein, Mylord! Um Gottes Barmherzigkeit willen bleiben Sie heiter und lassen Sie mich trübsinnig sein! Wenn Ew. Herrlichkeit der türkische Grund und Boden zusagt, so will ich aus Liebe zu Ihnen noch so lustig werden, wie ein Gaukler auf dem deptforder Jahrmarkt."

Die Ankunft der Reisenden am Thore von Tepeleni unterbrach das Gespräch. Ein neues, eigenthümliches Schauspiel bot sich den abendländischen Fremdlingen dar. Das weit geöffnete Thor gestattete einen übersichtlichen Blick in den innern geräumigen Hof des Palastes. Wachtfeuer brannten an verschiedenen Orten, umdrängt von kriegerisch ausgerüsteten Männern, die, nach ihrer Kleidung zu urtheilen, den verschiedensten Völkerstämmen angehörten. Behende, leichtfüßige Griechen, eben so viel Schalkhaftigkeit, als verrätherische Hinterlist in den ruhelos umherschweifenden Augen, standen schwatzend, lebhaft

gestikulirend um die prasselnden Flammen. Daneben lehnten Türken in ernstem Schweigen an den Strebepfeilern eines langen Corridors, verächtliche Blicke auf die Griechen werfend. Arnauten in ihrer malerischen prachtvollen Tracht, halb in den weißen Mantel gehüllt, den jeder Albanese trägt, mischten sich unter Makedonier, kenntlich an ihren blutrothen Schärpen. Finstere Nubier scherzten mit bramarbasirenden Delhi's, während schlanke, hochgewachsene Tartaren, rauhe Kappen auf den finstern Stirnen, ihre wilden Berberhengste courbettiren ließen und oft in halsbrecherischem Galopp aus dem Hofe hinaus in's Freie sprengten. Inzwischen schwangen sich Couriere mit Depeschen, eben vom Pascha unterzeichnet, in den Sattel, und unter dem Schutz des Corridors ordneten schwarze Sclaven die Tafeln, trugen Speisen auf und luden die von langem Fasten Ermatteten zum Mahle. Spiel, Geschrei, Tumult jeglicher Art gaben dieser Scene die bunteste Lebendigkeit. Der Repräsentant jedes Stammes suchte seine Eigenthümlichkeit geltend zu machen und ward

dadurch dem beobachtenden Fremdlinge ein Gegenstand der Betrachtung, eiligen Studiums.

Das unerwartete Erscheinen der Reisenden, die, obwohl fast ganz morgenländisch gekleidet, doch schon in Blick und Haltung ihre Abkunft aus dem Abendlande verriethen, brachte eine augenblickliche Störung hervor. Selbst die Moslem, sonst immer wortkarg, ruhig und gemessen, flüsterten mit einander, schritten bedächtig über den Flur, bliesen dichtere Rauchwolken aus ihren Pfeifen, strichen sich stolz den Bart, und murmelten ein resignirendes „Allah il Allah!"

Mittlerweile war dem Pascha die Ankunft Lord Byron's, welchen die freundlichen Leser bereits in dem kampflustigen Reisenden erkannt haben, gemeldet worden. Mit zuvorkommender Höflichkeit wurden Herr und Diener nach den für sie bereit gehaltenen Zimmern geführt, wo sich auch alsbald der Secretär Ali's einstellte, um nach türkischer Sitte den Gast im Namen seines Gebieters zu begrüßen. Jugendliche Sclaven traten ein und reichten dem etwas erstaunten Lord Pfeifen und Scherbet. Rosenessenz und Ambra

wurden auf silberne Schaalen geträufelt, duftendes Räucherwerk ward angezündet und nach diesen Vorbereitungen die flinkesten Diener dem Gaste zur Disposition gestellt.

Byron fügte sich willig diesen Anordnungen. Im Gefühl ungemeinen Wohlbehagens streckte er sich auf einen der seidenen Divans, die an den Wänden des Zimmers hinliefen, und überließ sich einem träumerischen Schwärmen. Der süße Duft der verdunstenden Essenzen übte bald seine berauschende Kraft und umspann seine Sinne mit paradiesischen Traumgebilden, ohne ihn doch in wirklichen Schlummer zu versenken.

Aus diesem Dämmerleben störte ihn der Eintritt seines Kammerdieners auf. Zu einer andern Zeit, wäre sie ihm auch nicht in so poetischer Färbung erschienen, würde er den Störenden zornig und schimpfend wieder fortgejagt haben; jetzt aber war sein ganzes Wesen in Genußlust aufgegangen. Zufrieden mit der Welt fühlte er auch sich auf wenige Stunden überschwenglich glücklich. „Nun Fletcher, mein Junge,“

rief er dem ängstlichen Menschen entgegen, „wie gefällt es Dir hier? Mir selbst behagt diese Vorkost des türkischen Comfort so außerordentlich, daß der einzige Sohn meiner Mutter so eben darüber nachdenkt, ob er wohl so klug sein soll, mit gekreuzten Armen zu sprechen: „Gott ist Gott" und sich zur heitern Religion Muhameds bekehren? Auch Dich, Fletcher, müßte ein Turban nicht übel kleiden, und wenn Du sonst oft genug ein scharfes Messer um Dein breites Kinn tanzen läßt, so kannst Du immer noch trotz dem Großherrn selber pathetisch schwören: „Bei meinem Barte!"

„Ich möchte lieber bei meiner Kehle schwören, Mylord," versetzte Fletcher, der sich neuerdings mit den Neigungen und Liebhabereien seines Herrn gar nicht einverstanden zeigte.

„Hast Du Durst, William," lachte Byron. „Ich will's gern glauben. Dieser Mokka ohne Zucker ist etwas angreifend für eine englische Kehle, wenn sie nicht, wie die meinige, schon früher durch einige Exercitien darauf vorbereitet wurde."

„Es ist nicht das, Ew. Herrlichkeit, was mir meine Kehle so sehr an's Herz legt. Ein genügsamer Mann findet allerwärts Wasser, wenn andere Getränke ihm nicht munden. Ich meine nur, mit Ew. Herrlichkeit Verlaub, in christlichen Ländern ließe sich's sorgloser leben, als hier, wo jeder schwarze Dummkopf einen haarscharfen krummen Säbel trägt und einem ehrlichen Christenmenschen mit der blitzenden Klinge ungestraft vor den Augen herumfahren darf."

„Bei dem Propheten!" rief Byron, der sich an der Aengstlichkeit seines Dieners ergötzte, „Alles das geschieht nur, um die Leidenschaften in Dir zu wecken und Dich wieder zum Menschen zu erheben. Ich glaube, Du hast in dem puritanischen Altengland Deine Mannheit in gläubiger Demuth verbetet, eingedenk des Wortes, es solle Jedermann seine Lüste kreuzigen. Das ist ein ganz praktikabler Zeitvertreib unter blaßwangigen Christen, hier aber, verdammter Giaur, ist es beim Allah die furchtbarste Sünde, eine so von selbst sich darbietende Gottähnlichkeit mit verzagtem, gewissensflauen Zittern von sich zu stoßen!"

„Ich bin ein friedliebender Mensch," sagte Fletcher.

„Nun seh' ich denn etwa aus, wie ein Kopfabschneider?" versetzte Byron, sich nachlässig in die weichen Polster des Divans zurücklehnend.

„Ew. Herrlichkeit," erwiederte Fletcher, „sind ein Lord und haben als solcher, mit Ew. Gnaden Erlaubniß, weit mehr Anlage zum Kopfabschneiden, als ein armer Mann, wie ich. Denn sehen Ew. Herrlichkeit, ein vornehmer Herr hat schon von Geburts- und Abstammungs wegen, so zu sagen, die kriegerische Ader in sich, und da Krieg ohne Blutvergießen nicht wohl denkbar ist, so möchte es gelegentlich doch der Fall sein können, daß Sie auch noch einmal Köpfe abschnitten oder gütigst abschneiden ließen."

„Gut gesagt, mein Hektor," sprach laut lachend Byron. „Sobald ich ein Muselmann bin und meine Kenntniß des Türkischen so weit vervollständigt habe, daß ich nächst den Flüchen auch die segensreichen Sprachwendungen, welche das Gebet ausdrücken, in der Gewalt habe, will ich meine Anlage nach dem

Prognostikon, das Du mir eben gestellt hast, nach Kräften ausbilden. Wehe dann den Männern, die mich umgeben! Alles Männliche soll den Kopf verlieren. Sela!"

„Und warum gerade nur die Männer? Weshalb sollen die Weiber, ohnehin genugsam privilegirt, dieser allgemeinen Kopfabschneiderei nicht unterworfen werden?"

„Fletcher, Du kannst noch ein großer Mann werden. Ich sehe, Du hast in Deinen vernunfthellen Augenblicken Gedanken, die ihre Verwandtschaft mit den meinigen nicht abläugnen können. William, William, Du nennst die Weiber privilegirt!"

„Es war nicht mein eigener Gedanke, Mylord. Ich hörte vordem etwas Aehnliches aus Ew. Herrlichkeit Munde, und eben weil Sie, mit Ihrer Erlaubniß zu sagen, den Weibern sehr gern Zugeständnisse machen, hielt ich es für gut, sie wenigstens beim Kopfabschneiden nicht ganz leer ausgehen zu lassen."

„Verabscheuungswürdiger Bluthund!" rief Byron in scherzhafter Laune, indem er sich bemühte, seinen

Gesichtszügen den Ausdruck bigotter pfäffischer Entrüstung zu geben. „Allah sei gepriesen, daß es bei diesem sanftmüthigen Geschlecht solcher dnrchgreifenden Radicalmittel nicht bedarf, um es kopflos zu machen. Ein schwacher Angriff, mein frommer William, genügt schon, die Weiber um Verstand und Kopf zu bringen. Und achtet man ihrer gar nicht, so reißen sie sich das Köpfchen von freien Stücken ab und werfen es uns nach, bis wir mitleidig genug sind, es liebkosend an unsere Brust zu legen. O die Weiber, die Weiber! Hol' der Satan die Weiber! — Was mag die schöne Malteserin wohl denken und thun? Sie gefiel Dir, Fletcher?"

„Ihre Haare waren sehr schön, doch würde ich immer an ihr tadeln, daß sie eine so außerordentliche Gottesgabe nur dazu benutzte, Fische damit zu fangen."

„Du hattest wohl früher Umgang mit Wallisern?" warf Byron schnell und mit zitternder Stimme ein, während sein Auge in düsterm Feuer dämonisch erglänzte.

Fletcher schwieg, um seinen Herrn nicht durch eine neue in diesem Augenblicke ihm vielleicht zu keck scheinende Antwort zu reizen. Byron war aufgestanden und einigemal mit leisem unhörbaren Tritt durch das Gemach gegangen, dessen Fußboden mit den kostbarsten persischen Teppichen belegt war. „Es ist kein Leben denkbar ohne die Erheiterung, welche der Umgang mit Frauen gewährt," sprach er mehr zu sich selbst, als zu seinem Diener. Er trat an's Fenster und ließ seine Blicke über die weitläuftigen Gebäude schweifen, die den großen Hofraum in weitem Viereck umschlossen. Die weißen Minarets ragten wie kunstreich gearbeitete Marmorsäulen in die stille Nacht empor und schienen das dunkle Himmelsgewölbe zu tragen. Auf den glänzenden Goldspitzen der Halbmonde brannten in ruhelosem Flimmern die Sterne wie silberne Flämmchen. Byron's Blicke hafteten auf dem Thurme des Harems, er seufzte, seine Brust hob sich schwer, unfreundliche, peinigende Erinnerungen rollten tiefe Falten auf seine hohe Stirn.

„Ob der Pascha viele Frauen haben mag, William? Es ist auffallend ruhig im Harem. Nicht einmal ein Licht dämmert hinter den verhüllten Fenstern. Und doch hilft oft ein ungewisser Schatten die Phantasie in das Paradies der Erinnerung zurück leiten, wenn er auch dem Herzen nicht als rettender Heiland erscheint. — Nun, William, bist Du taub? Hat Dein Bedienten-Instinct noch kein unterhaltendes Mährchen für die böse Langeweile Deines Herrn aufgespürt? — Beim Barte des Propheten, ich wünschte Frauen zu sehen oder nur lachen zu hören, die Männer sind mir zuwider! — Abwechselung, Zerstreuung, Widerspruch im Suchen, Wünschen, Besitzen! — Beim Teufel, William, ich glaube schier, der Himmel ist nicht für mich gezimmert, oder die Orthodoxen haben die gerechtesten Ansprüche, zu sein, was die letzten beiden Sylben des großen Wortes besagen!"

„Die Muselmänner sollen außerordentlich eifersüchtig sein," versetzte Fletcher.

„Weil sie Barbaren sind," ergänzte Byron. „Wahrhaft gebildete, klar verständige Menschen werden nie

eifersüchtig; selbst ich, der ich durchaus keine Ansprüche mache auf eine vollkommene Cultivirung meiner Seele — die, sagt man, unsterblich sein soll — bin bereits ganz frei von diesem Fehler. Die Türken sind Barbaren und Narren, wenn Eifersucht die Genüsse ihrer üppigen Religion auch nur eine Minute lang stören kann."

„Ew. Herrlichkeit müssen das allerdings zu beurtheilen wissen," erwiderte Fletcher, „doch erinnere ich mich, einmal einen Herrn gehabt zu haben, der grade so sprach wie Ew. Herrlichkeit, und dennoch gab es keinen eifersüchtigeren Menschen unter Gottes lichter Sonne."

„War es der Mann blos bei Tage? Ei, William, so war Dein Herr ein Glückspilz. Wäre ich dieser Leidenschaft unterworfen, ich würde am meisten des Nachts von ihr gepeinigt werden, weil alle meine Gedanken Kinder der Nacht sind. Was daran heiter und schimmernd ist, das sind nur Glühwürmchen, faule Flecke des Herzens, die im Dunkeln durch das

Spiegelglas meiner Seele in düsterm, kalten Feuer leuchten! — Doch still, was ist das?"

Das Geräusch der Zechenden im Hofraume war verstummt, nur einzelne schwarze Sclaven gingen noch hin und wieder, um die Geschirre und Tafeln bei Seite zu schaffen. Aus den niedergebrannten Wachtfeuern schlugen in langen Zwischenräumen grelle Lohen empor und erleuchteten ein paar Sekunden hindurch die Gruppen der zerstreut ruhenden Krieger, die Thürme der Minarets. Die Luft war still und warm, das blühende Thal lag weit umher in tiefer Ruhe; man hörte das Gemurmel des Laos, dessen angeschwollene Wellen an den Ufersteinen plätscherten. Zwischen diesen Naturlauten vernahm Byron deutlich ein musikalisches Geräusch, das fast nur wie ein melodisches Erzittern der Luft klang. Zuweilen schlug der silberhelle Perlenton eines geschwungenen Glöckchens dazwischen, erst leise, langsam, dann lauter und in wachsender Behendigkeit. Der junge Abenteurer muthmaßte mit gutem Grund, es müsse in irgend einem nahe gelegenen Theile des Palastes eine

Gesellschaft orientalischer Tänzer sich sehen lassen, und seine Neugier ward so gereizt durch die Neuheit seiner gegenwärtigen Lage und durch die wunderliche Sucht, immer dem Ungewöhnlichen mit fieberhaftem Ungestüm nachzuspüren, daß er ohne Zaudern durch die verworrenen Gänge des Schlosses gewandert sein würde, hätte er nicht befürchten müssen, dadurch den Verdacht der argwöhnischen Moslem zu erregen. Seine Unruhe trieb ihn, behutsam das Fenster zu öffnen, um nicht die Blicke der überall auf- und abschreitenden Wachen auf sich zu lenken. Mit steigender Neugier bemerkte er im Thurme des Harems eine Reihe Fenster hell erleuchtet, in leichtem schnellen Tact flogen die Umrisse menschlicher Gestalten an den verrätherischen Spiegeln der verhüllten Fenster vorüber, die in Byron's entzündeter Phantasie die Formen reizender Odalisken annahmen. Es blieb kein Zweifel, Ali Pascha schwelgte offenbar in den Genüssen, womit der Prophet alle Gläubige in so reichem Maße bedacht hat. Ganz den Eindrücken der Wirklichkeit und den gewaltigeren Einflüssen seiner gährenden, in

ruhelosem Ebben und Fluthen schöpferischen Phantasie hingegeben, versetzte sich Byron in den Kreis der schönsten Frauen des Morgenlandes. Ein Laut, ein fröhliches Kichern ganz in seiner Nähe gab den halb Träumenden dem nüchternen Lebensbewußtsein zurück. Deutlich vernahm er das Klirren eines Fensterflügels und zwei liebliche Frauenköpfchen wurden daran sichtbar. Anfangs beschränkte sich Byron auf die still genießende Beobachtung. Die schönen Türkinnen plauderten, lachten, schlürften die balsamische Nacht=luft und kokettirten dabei mit ihren Schleiern sich selbst zur Lust auf die ergötzlichste Weise. Stummes Zu=sehen ward aber Byron jederzeit bald langweilig oder erfüllte ihn mit Aerger. Der Instinct seiner Indivi=dualität, bei ihm so scharf hervortretend, daß selbst die Verständigsten nicht selten versucht wurden, an eine wunderbare Verschmelzung des menschlich Gött=lichen mit dem Dämonischen in ihm zu glauben, riß ihn unwiderstehlich fort, mit den tändelnden Schönen einen kleinen Roman anzuknüpfen. Er wisperte und hustete leis, ganz leis. Die Lauschenden entdeckten

ihn, ließen ihre Schleier fallen, zogen sich aber doch nicht zurück. Byron ward dreister, er deutete durch Zeichen seine Gefühle an und bat die Schönen um Erhörung. Dies ungewohnte Spiel mochte den Türkinnen gefallen, der Reiz der Neuheit überwog die Gefahr, der sie sich aussetzten, wenn das verbotene Liebesspiel von irgend einem Späher belauscht und verrathen wurde. Der Drang nach Liebe ist kühn, noch kühner oft, als die Liebe selbst, die ihres Erfolges schon gewiß ist, und wie jedes Gewisse durch das Aufheben der Spannung immer auch einen Theil seines Interesses verliert. Die verführerischen Schönen behielten also ihren Platz und wurden durch das fortgesetzte Geplauder Byron's mittelst der schnell erfundenen Zeichensprache so heiter, daß sie zuletzt aller Vorsicht vergaßen und in ein lautes Gelächter ausbrachen. Erst der dumpfe Ruf zweier Wachen, der in einem „Allah il Allah" sich endigte, brachte die Thörichten zur Vernunft und trübte auch Byron's heitere Stimmung. Die Türkinnen traten lautlos zurück in ihre Gemächer, die Wachen sprachen mit

einander und schritten dann ernst wie immer, nach dem Innern des Palastes. Byron rief Fletcher leise, aber Niemand antwortete. Der müde Diener war neben ihm eingeschlafen und sein Herr konnte ungeachtet seiner capriciösen Launen es nicht über sich gewinnen, den Schlummernden zu stören. Er betrachtete ihn mit ironisch wehmüthigen Blicken. „Ein solcher Schlaf, so sanft, Seele und Geist so ganz von süßer Nacht umfangen, muß doch schön sein!“ sprach er. „Vielleicht die Seligkeit jener Demüthigen, die hier und dort Gottes Kinder heißen? — Wohl wahr, er hat deren viele, doch wenn auch hier ein Dualismus zulässig ist, so verbleibt das Uebergewicht immer wieder dem Bösen. Jener läßt sich von Engeln, Dieser von Genie's bedienen. Der Himmel allein weiß, was besser sein mag! Ich begnügte mich schon, könnte ich erfahren, ob die Livree den Engeln oder den Genie's besser zu Gesichte steht.“

Der Muezzin rief mit wohltönender Stimme Mitternacht, die Wachen wendeten ihre Augen nach der Gegend von Mekka und verrichteten gläubig,

murmelnd, andächtig, ihr Gebet. Byron knirschte mit den Zähnen und zertrümmerte mit einem Faustschlage das Licht, ehe er sich der Ruhe, die ihn floh, überließ.

## 2.

Am nächsten Morgen ergötzte sich unser Freund an dem Anblick der paradiesischen Gegend, die im Licht des Morgenrothes noch einladender erschien, als beim Untergang der Sonne. Ueberall in den belaubten Hainen schlugen Nachtigallen, melodisch plätschernd stiegen und fielen die Strahlen der Springbrunnen und warfen häufig die klaren Perlen, im ersten Sonnenstrahl glänzend, über die Hecken hinaus, die sie einfriedigten. Neben Byron stand der immer besorgte Fletcher und erzählte dem Herrn seine Träume, ohne Gehör zu finden. Da ward eilig die Thür geöffnet und Derwisch, des Lord's arnautischer Diener, trat ein. Byron zog die Augenbrauen drohend zusammen und erhob die Hand, um dem ungerufenen Eindringling anzudeuten, daß er sich ruhig verhalten

solle. Derwisch war aber noch zu wenig bekannt mit den Eigenheiten seines abendländischen Gebieters, um einer so unbedeutenden Bewegung besondere Wichtigkeit beizulegen. Er grüßte den Lord mit einem „Salem Hiresem“ (guten Morgen), da ihm als einem Christen der unter den Gläubigen übliche Gruß „Salem Aleikum“ (Friede sei mit Dir), nicht zukam. „Effendi,“ sprach er dann, „es muß zu Nacht ein großer Frevel verübt worden sein. Der ganze Palast ist in Aufregung, die Verschnittenen bewachen finster die Zugänge des Harems und, wie ich höre, hat Ali Pascha vor Sonnenaufgang den Befehl zu ein paar Hinrichtungen gegeben.“

Fletcher klapperten vor Angst die Zähne, doch konnte er es nicht über sich gewinnen, seinen von morgenländischer Art und Sitte so entzückten Herrn ungeneckt zu lassen. „Das Halsabschneiden nimmt frühzeitig seinen Anfang, Ew. Herrlichkeit, wohl dem, der nicht unmittelbar der Gewalt dieser Blutliebhaber unterworfen ist!“

„Hat sich irgend Jemand gegen die Frauen des

Pascha vergangen?" fragte Byron, der Scene gedenkend, in der er selbst erst vor wenig Stunden eine so scherzhafte Rolle gespielt.

„Der Sohn des Propheten spricht wenig, Effendi. Seine Zunge verräth nur selten, was sein Wille begehrt."

Waffengeklirr und lebhafteres Geräusch durch einander drängender Menschen riefen den Lord an's Fenster. Ein Haufe Bewaffneter umringte am Thor des Palastes zwei dicht verhüllte Frauen. „Was geht hier vor?" sprach Byron. „Ali Pascha wird doch wohl nicht ein Paar unschuldige Frauen zum Tode führen lassen, weil sie natürlich genug waren, einige Minuten lang nach dem Kopfe eines ungläubigen Mannes zu sehen?"

„Die Sünderinnen werden einen leichten Tod haben, Effendi," erwiederte Derwisch mit muselmännischem Gleichmuth, „das breite Bett des Laos wird sie aufnehmen und die Gluth ihrer Herzen abkühlen. Gott ist groß, er sei gepriesen!"

Byron war nahe daran, durch einen kräftigen

Fluch sich Luft zu machen, hätte nicht eine abermalige Störung seinen unzeitigen Zorn im Entstehen besänftigt. Der Secretär seines tyrannischen Wirthes trat mit der Meldung ein, daß Ali Pascha seinen geliebten Gast in einer Stunde zu sprechen wünsche. Dieser Wunsch des türkischen Großen nöthigte den Abenteurer, seine ganze Aufmerksamkeit auf die bevorstehende Audienz zu richten und sich so viel als möglich mit dem Ceremoniel bekannt machen zu lassen, an dem der Moslem nicht weniger streng hält, als der seinem Dafürhalten nach vorurtheilsfreiere, stolze Bewohner des Abendlandes. Derwisch, Diener, Führer und Dragoman in einer Person, erwies hier seine große Brauchbarkeit, wenn sich auch Byron bei den türkischen Eigenthümlichkeiten desselben nicht immer ganz wohl befand.

---

Eine große mit Marmor getäfelte Halle diente dem Pascha zum Audienzsaale. Rings an den Wänden dieses heiteren Raumes erhoben sich weiche Ottomanen von scharlachrothem Sammt, in der Mitte

plätscherte ein Springbrunnen und verbreitete jene immer gleiche, angenehme Kühle, die der Orientale unter die unentbehrlichsten Bedürfnisse seines Lebens zählt. Der Vezier empfing den eintretenden Lord gegen die Sitte der Morgenländer stehend, vielleicht um seinem Gaste damit anzudeuten, daß er nicht ganz unbekannt sei mit den Gebräuchen der Franken. Nach dieser freundlichen Begrüßung lud er den Lord ein, zu seiner Rechten nieder zu sitzen, winkte den bereit stehenden Sclaven und ließ dem Fremden Scherbet und Pfeifen reichen.

Da äußerer Prunk und Glanz auch dem gebildetsten Türken imponiren, so hatte Byron auf Anrathen Derwisch' eine glänzende Generalstabsuniform angelegt und sich mit einem kostbaren Säbel umgürtet. Beides schien dem Pascha zu gefallen, in dessen lebhaften Augen eher eine sanfte Theilnahme für Alles sich aussprach, als jene blutgierige, unbegrenzte Rachsucht, die ihn fast allein auf die hohe Stufe der Macht gestellt hatte, welche er damals, selbst dem Großherrn Furcht einflößend, behauptete.

Ali Pascha, bereits dem Greisenalter nahe, gebot mit unumschränkter Herrscherwillkür zu jener Zeit über das ganze ehemalige Makedonien, die Provinzen Albanien, Epirus und einen Theil des eigentlichen Griechenlands, während sein nicht minder herrschsüchtiger, aber mehr dem üppigen Wohlleben des Orients ergebener Sohn Veli Pascha Morea beherrschte. Vater und Sohn standen zwar nicht in dem besten Vernehmen mit einander, der Erstere wußte sich aber durch die kaltblütige Energie seines unbeugsamen Willens dem Sohne dermaßen furchtbar zu machen, daß Veli einen offenen Bruch vermied und die Befehle des Vaters mit der Bereitwilligkeit eines Sohnes erfüllte, der den Wünschen desselben gern zu Gefallen leben möchte. Ali Pascha's Anforderungen waren indeß zuweilen sonderbarer Art. Schien ihm sein Sohn zu mild, so schickte er einige vertraute Henker in das Gebiet Veli's und ließ durch ihr kräftiges Einschreiten die Fehler des Sohnes verbessern. Das abschreckendste und grausamste Beispiel dieser Verbesserungsmethode ereignete sich wenige Jahre vor

der Ankunft Byron's in Griechenland, und war noch so frisch im Gedächtniß aller Griechen, daß es bald jeder Fremde von den zum Plaudern so gern geneigten Söhnen Morea's erfuhr. Veli Pascha hatte nämlich einer Lieblingssclavin, Phrosyne, von Geburt eine Griechin, seine ganze Liebe geschenkt. Die junge Schönheit war listig genug, diese Neigung des Mächtigen zum Vortheil ihrer bedrängten Landsleute zu benutzen, und wußte durch Verdoppelung ihrer Zärtlichkeit den blutdürstigen Pascha von vielen willkürlichen Grausamkeiten zurück zu halten. Bald erfuhr Ali Pascha, dessen Späher jeden Schritt seines Sohnes belauschten, diese neue Verirrung desselben. Schnell entschlossen, wie immer, wo es ihm darauf ankam, seinen Zweck zu erreichen, sandte er eine Abtheilung ihm treu ergebener Krieger zu Veli ab, mit dem Auftrage, die Auslieferung der genannten Sclavin von ihm zu erzwingen. Veli wagte nicht zu widerstehen, und so ward Phrosyne mit noch eilf andern Sclavinnen, denen der verliebte Moslem ebenfalls einigen Einfluß auf seine Handlungen gestattet hatte,

in Säcke genäht und im Meere ertränkt. Dergleichen Handstreiche nannte Ali Pascha mit freundlichem Tigerlächeln „die Neigungen seines Sohnes corrigiren.“

Byron gedachte dieser wenig einladenden Geschichte und fand sich, wie dies bedeutenden Characteren gegenüber so oft geschieht, durch den Anblick Ali's angenehm getäuscht. Ein langer, weißer Bart floß bis auf seinen Gürtel herab, eine edle, hohe Stirn, ein klares, taubensanftes Auge, ein milder, schmeichelnder Zug in seinem männlich-schönen Gesicht, erweckten Vertrauen. Nach den üblichen Begrüßungen wandte sich Ali zuerst mit der Frage an seinen Gast:

„Warum, mein Sohn, verläßt Du schon so zeitig Dein Vaterland?“ Dabei ruhte sein Auge mit einem Blicke auf dem Lord, der zwischen lächelndem Argwohn und schutzverheißender Gutmüthigkeit sehr glücklich die Mitte hielt.

„Wir Franken pflegen zu unserm Vergnügen zu reisen,“ versetzte der Lord.

„Habt Ihr denn kein Vergnügen in Eurem Vaterlande?“

„Vergnügungen die Menge, allein unser Vaterland wird von trüben Nebeln verhüllt, die Luft ist nicht warm und duftig, wie in den Ländern des hellen Ostens, sondern feucht und kalt. Und dies nöthigt uns, entweder glücklichere Himmelsstriche aufzusuchen, das Leben zu genießen, oder Feuer in unseren Wohnungen anzuzünden, um die mangelnde Lebenswärme der Sonne künstlich damit zu ersetzen.“

„Das ist sehr traurig,“ erwiederte Ali, bedenklich sein greises Haupt schüttelnd. „Wie macht Ihr es denn da, um die Freiheit bei Euch zu behalten, in deren Besitz, wie ich oft gehört habe, die Engländer sein sollen?“

„Ei, Sir, wir heizen ihr brav ein,“ rief Byron in übermüthiger Laune.

Der Pascha lächelte. Es wurden Früchte und Eingemachtes in goldenen Schalen herumgegeben. Als Byron zulangte, erhob Ali den Arm und berührte

mit dem Zeigefinger sanft die Hand des jungen Lords, indem er sprach:

„Diese kleine, weiße Hand ist mir ein Beweis, daß mein Sohn einem hohen Geschlechte entsprossen. Kleine Hände und kleine Ohren sind Zeichen hoher Geburt. Und mein Sohn hat wirklich auch sehr kleine Ohren. Möge ihn Allah beschützen!"

Byron wußte auf diese türkische Schmeichelei, die indeß seine Eitelkeit kitzelte, keine passende Erwiederung, und dankte dafür nur durch stummes Verbeugen.

„Hat mein Sohn noch Aeltern?" fragte der Pascha weiter.

„Meine Mutter lebt noch."

„Ich grüße sie achtungsvoll," erwiederte Ali. „O, Mütter sind gut, wenn sie ihre Söhne nicht zu lange beherrschen wollen! Die meinige — mögen sie Houri's bedienen im Paradiese! — war auch eine gute Frau." — Er schwieg, sah starr vor sich hin und eine finstere Erinnerung schien seine Heiterkeit auf Augenblicke zu trüben. Gleichsam, als wolle er

mit Gewalt die Schatten der Vergangenheit verbannen, die vor ihm, und wahrscheinlich nicht in der lockendsten Gestalt, aufstiegen, warf er etwas barsch die Frage hin: „Gibt es in England auch schöne Frauen?“

Byron gedachte des kaum verübten Gewaltstreiches und war zu wenig geübt in der Kunst des Verstellens, um nicht mit Worten eine leise Andeutung dessen zu geben, was sein Herz mit Abscheu gegen den Tyrannen erfüllte. Er entgegnete daher schnell, doch gelassen: „England rühmt sich, die schönsten Frauen des Abendlandes zu besitzen. Darum ehren wir sie aber auch, und würden es uns selbst nie vergeben, eine schöne Frau von der Hand eines Andern nur unsanft berühren zu lassen. Frauen sind schwache Geschöpfe, man muß sie beschützen.“

Ali Pascha's Augen funkelten wie zwei Dolchspitzen, als der Dragoman diese Worte Byron's übersetzte. Er strich sich wiederholt den majestätischen Bart, runzelte die Stirn und kämpfte sichtbar mit seinem aufwallenden Zorn, dem er sich willenlos zu

überlassen, durch ein langes Leben voll Grausamkeiten gewohnt war. Endlich erwiederte er im Tone väterlichen Scherzes, obwohl sich der Ausdruck seines Gesichts gänzlich verändert hatte und ein Zug lauernder Bosheit, die nur ihr Opfer nicht erreichen kann, darin sichtbar ward: „Mein Sohn aus dem Nebellande der Freiheit ist sehr klug und weit kühner als seine Jugend vermuthen läßt. Ali Pascha aber hat beim Barte seines Vaters gelobt, Dein Vater zu sein, und sein Sohn soll nicht Ursache haben, bei der Rückkehr in das trübe Land seiner Väter zu sagen, der Beherrscher Albaniens sei ein gefühlloser Tyrann. Doch Ali kennt die Weiber," fuhr der Pascha mit schärfer betonter Stimme fort und erhob sich dabei von der Ottomane, „und weil er sie kennt, läßt er sie bewachen, damit sie mit ihren süßen, spitzigen Giftzungen nicht seinen Willen stumpf machen. Mein junger Sohn wird es schon erfahren, daß der liebevollste Kuß eines Weibes schmerzhafter ist, als der gewissenloseste Bruch eines heilig geachteten Eides. Weiberlächeln zerbricht den schärfsten Damascener

und bringt Dich um Deine männliche Willenskraft, wenn Du die Schmeichelnden nicht zu schrecken verstehst durch Furcht und den Zorn der Liebe. Achte die Weiber, aber traue keinem! — Allah il Allah! In ihrem Besitze pflücken wir die Freuden des Paradieses."

Nach diesem türkischen, etwas halsabschneiderisch klingenden Glaubensbekenntniß erhob sich Ali Pascha von den Polstern. Seine vorige Freundlichkeit war zurückgekehrt, Gruß und Gegengruß wurden gewechselt und die Audienz war beendigt. Byron hatte alle Ursache mit sich selbst zufrieden zu sein, er fühlte sogar gerade durch die zuletzt vernommenen Aeußerungen Ali's sich freundschaftlich für ihn gestimmt, da er eine unverkennbare Verwandtschaft zwischen seinen eigenen Ansichten und denen des Pascha's in Bezug auf die Frauen entdeckte, wenn auch der Ali's eine starke Dosis Barbarei beigemischt war. Kaum auf sein Zimmer zurückgekehrt, schickte ihm der Pascha Mandeln, Datteln, Feigen und Sorbet, was von Stund' an in nicht gar zu großen Pausen wiederholt

ward. Dabei ließ sich der galante Muselmann jedesmal auf das besorglichste nach dem Befinden seines edlen Gastes erkundigen. Byron, leicht fremde Sitte sich aneignend, ward bald mit seinen neuen Umgebungen und dem türkischen Sein und Leben so vertraut, daß er sich ganz wohl darin gefiel. Die wenigen Tage, die er theils aus Artigkeit gegen seinen gefälligen Wirth, theils um tiefer in dessen Eigenthümlichkeiten und seinen wunderbar schillernden Character einzudringen, in Tepeleni zubrachte, benutzte er sowohl zu kleinen Ausflügen, als auch um den empfangenen Eindrücken in Augenblicken erregter Stimmung Gestalt und Form zu geben.

Zu früh für seine Neigung kam so der Tag der Abreise heran. Als der Pascha ihm den erbetenen Ferman zusendete, unter dessen Schutz Byron Morea, Syrien und Aegypten zu bereisen gedachte, erbat er sich nochmals einen Besuch von seinem Gaste. Ali empfing ihn, wie immer, mit zarter Feinheit, lachte und scherzte sogar, wenn auch mit der gefährlichen

Freundlichkeit eines Tigers, und drohte ihm verschiedene Male in neckender Laune mit dem Finger.

Die Unterhaltung war ziemlich lebhaft, nur vergaß der Moslem nicht, einzelne Worte fallen zu lassen, die auf Byron's Abenteuer Bezug hatten, wobei die Frauen nicht geschont wurden. Einmal spie Ali sogar aus. So verstrich eine Stunde, nach deren Verlauf der Tyrann Albaniens seinen Gast ehrfurchtsvoll grüßte und dessen Mutter abermals seiner Gewogenheit versicherte.

Mit dieser wiederholten Galanterie verabschiedete sich Ali von Byron, der, reichlich beschenkt, mit seinen Begleitern den Küsten von Epirus entgegen zog.

## 3.

Unter der Bedachung eines überhangenden Felsens, gegen den scharfen Nachtwind geschützt, lag Byron nachlässig auf seinem Mantel hingestreckt. Sein ausdrucksvolles, scharf hervortretendes Kinn in die Hand gestützt, sah er unverwandt in die hoch auflodernden Flammen der zahlreichen Feuer, die in weitem Bogen

um ihn her brannten und seinen Umgebungen eine täuschende Aehnlichkeit mit dem Hauptquartier einer verwegenen Räuberbande verliehen. Gerade vor ihm glänzte in stiller Majestät der prachtvolle Spiegel des Golfs von Arta, von den zitternden Flammen der Wachtfeuer in grellem Wechsel überflogen. Nahe und ferne Gegenstände erschienen in jenem zauberhaften Helldunkel, worin dämmernde Nacht und zuckender Feuerschein Alles zu hüllen pflegen. Ein scharfes Auge konnte selbst durch den silbernen Dunstkreis des weichen, dünnen Nebels die vorspringenden Küsten des Vorgebirges von Actium und die nahe dabei liegende Stätte erkennen, wo die bemoosten Trümmerreste des vormaligen Nikopolis die untergegangene Herrlichkeit der großen Vorwelt verkündigten.

Dicht am Meerbusen, dessen Brandung in melodischen, langen Wellenschlägen über den Sand heraufrollte, lagen und standen in pittoresken Gruppen die wilden Begleiter des abenteuerlichen Reisenden. Es waren meist albanesische Krieger mit dem phantastischen

Kopfputz des rothen Shawls, in goldgestickten, carmoisinsammtnen Westen und dem flatternden, weißen Mantel, der malerisch von ihren Schultern herabfiel. Auch einige Bewohner aus den Gebirgen von Suli sah man unter der über funfzig Mann zählenden Schaar. Diese Letzteren trugen ein schneeweißes, hemdartiges Unterkleid, das ein blutrother Gürtel um die Hüften zusammen hielt. Ihr dunkel gelocktes Haar fiel in fesselloser Schönheit bis über den Gürtel herab und erhöhte ihr wildes Aussehen nicht wenig. Alle waren vollständig bewaffnet mit Pistolen, Dolchen und der langen, türkischen Toffaika, gegenwärtig aber in der friedlichen Beschäftigung des Kochens und Bratens begriffen. Diese drehten unter einem melancholisch-klagenden Gesange, den eine gewisse erhabene Wildheit belebte, Spieße über den Feuern, an denen ganze junge Ziegen staken, jene öffneten Weinschläuche und gossen den feurigen, rothen Rebensaft in große Pokale. Es war eine Gruppe, ähnlich jenen, die wir in der Odyssee des Homer so oft geschildert finden, wenn der umirrende verschlagene

Held mit seinen Gefährten an irgend einer Küste landet.

Neben dem unthätigen, nur im Beschauen der wild-schönen Gruppe versunkenen Byron lagerte ein anderer junger Mann in halb sitzender Stellung, das Gesicht dem Feuer ganz zugewendet, ruhig wie eine Statue, angeglüht von den lodernden Flammen. Er war eifrig mit Schreiben beschäftigt und schien wenig auf die interessante Scene zu achten, die ihn umgab. Byron bemerkte den Eifer des schreibenden Freundes und ein Zug gutmüthiger Ironie flog um seinen Mund.

„Sie haben doch nichts Wesentliches vergessen, John?“ redete er ihn an. „Altengland würde es Ihnen nie verzeihen, wenn irgend ein Gedächtnißfehler in Ihren Darstellungen die Wirklichkeit Lügen strafte. Darum — ich bitte — vergönnen Sie Ihrem Nacken die Freiheit, sich umwenden zu dürfen, damit Sie ein bleibendes Bild von dieser Scene Ihrer Seele einprägen.“

Der junge Mann folgte der Aufforderung des

Lords und betrachtete mit sichtbarem Wohlbehagen die malerische Scene. „Und was thun Sie, mein Werthester?" fragte er Byron.

„Ich sinne eben darüber nach, wie es mir am besten gelingen möchte, die Blokhead's etwas verrückt zu machen."

„O Sie Verderbenbringer! Wollen Sie jetzt auch noch die dämonische Gewalt Ihres Wesens auf die ganze arme Bevölkerung ausdehnen, nachdem Sie zuvor nur dem schwächeren Geschlecht so viele Niederlagen bereitet haben?"

„Lassen Sie den Spott bei Seite," versetzte Byron mit einem Anfluge von Ernsthaftigkeit. „Es ist Ihnen wohl bekannt, daß meine Natur den interessanten Anstrich des Dämonischen erst von der Zeit an datirt, wo ich mich so sieghaft erwies. Dies hat in mir die Meinung befestigt, daß wenn es einen Teufel gibt, er gewiß nirgends deutlicher zu spüren ist, als in der Nähe weiblicher Schönheiten. Das wäre auch ein rechter dummer Teufel, der sich in häßlicher Larve produciren wollte, oder etwa wie ich, als Hinkender

aufträte. Ein Beweis, daß ich wenigstens nicht der Teufel bin, wenn mich auch seine Liebkosungen oft mehr anziehen, als moralisch-langweilige Predigten. Haben Sie davon gar keine Erfahrung, Hobhouse?"

„Nicht die geringste."

„Sanftmüthige Unschuld!" versetzte Byron lächelnd. „Doch was halten Sie von den griechischen Frauen? Mich dünkt, es müsse sich mit ihnen weit angenehmer umgehen lassen, als mit unsern nordischen, bleichwangigen Mädchen. Selbst Andalusiens Schönheiten möchte ich der geschmeidigen Elasticität griechischer Lebensheiterkeit nachsetzen. In Spanien liebt nur der Stolz und die leidenschaftliche Sinnengluth der Frau, hier in Griechenland aber scheint auch die erklärteste Leidenschaftlichkeit, und sei sie gesteigert bis zur Verzückung, noch immer von jener plastischen Erhabenheit classischer Ruhe getragen zu werden, die wir in den Gebilden der Alten bewundern. Ich mag Hingebung am Weibe gern leiden; die Spröden hasse ich, weil sie die Natur ihres Geschlechtes verläugnen, aber die Hingebung muß das Ansehen betender An-

dacht haben. Die Gluth muß göttlich sein und schön. Wenn ich ein geliebtes Weib umarme, will ich von keiner Phryne mich umschlungen fühlen; die Schönheit der Psyche will ich erblicken, wie sie sterbend vor Liebe den höchsten Lebensgenuß zum Gefühl der Göttlichkeit erhebt."

„Sie fordern zu viel, Gordon," erwiederte Hobhouse, indem er fortwährend Notizen in sein Skizzenbuch schrieb. „Wissen Sie, daß ein so hehrer Maßstab selbst in Ihrer Hand zerbrechen kann und Ihnen dann nichts übrig bleibt, als die rohe Materie? Ich bin kein Schwärmer wie Sie, Gordon, darum will ich Ihnen Ihre poetische Liebesanschauung und Frauenverehrung in schlichte Prosa übersetzen. Sie wünschen Verstellung unter dem Schleier feiner Zucht. Gelt, ich hab' es getroffen?"

„Kann sein," versetzte Byron, „nichts desto weniger habe ich Recht. Ich kann am Weibe nun einmal nichts leiden, was mich das gemeine Erdendasein auch nur ahnen läßt. Denken Sie sich zum Beispiel ein hungriges Mädchen, das mit dem Appetite eines

Kohlenträgers ißt! Pfui! — Ich würde ein solches Geschöpf, und hätte ich es früher bis zur Raserei geliebt, von Stund' an hassen. Das Weib allein muß mich den Gott ahnen lassen, soll ich einen hoffen oder glauben, und zur Befestigung einer solchen Ahnung bedarf ich durchaus die Sichtbarkeit eines ätherisch-graziösen, schalkhaft-naiven Wesens. Natürlichkeit mit Anmuth der Erziehung gemischt adeln die Weiblichkeit. Die holdseligen Teufeleien ihrer Koketterie nimmt jeder Mann gern mit in den Kauf."

„Und das Alles finden Sie unter den griechischen Frauen?" fragte Hobhouse. „Da sieht man, was Einbildung und blinde Vorliebe für Wunder bewirken können."

„Ich fand es noch nicht, der Instinct meines Gefühls aber sagt mir, daß es sich hier finden muß, wenn irgendwo in der Welt. Ich begehre kein ideales Weib, aber ideale Züge."

„Haben die beiden armen Sultaninnen in Tepeleni diese Ansichten in Ihnen gezeitigt?"

„John," rief Byron mit schnell aufspringender

Heftigkeit, „ich hatte keine Absichten damals, wie wohl vordem in England; Schönheit und kindliche Unschuld aber werden mich immer rühren. Zum Suchen bin ich zu unstät, doch wird mir mein gutes Glück schon noch eine Sylphide zuführen, wie sie in meinen Träumen lebt."

„Zuverlässig," sagte John lachend.

„Und Ihr Buch?" fragte Byron zerstreut.

„O das hat Zeit!"

„Was?" rief Byron die Stirn runzelnd. „Die Liebe hat nie Zeit. Sie ist ein Blitz, das Funkeln eines Diamanten im Sonnenstrahl, der erste Dufthauch einer aufbrechenden Rosenknospe, der leuchtende Glanz jener Woge, die plätschernd am Strande verlöscht. Darum nennt man sie auch die irdische Seligkeit! Seligkeit muß kurz sein, sonst tödtet sie der Ekel der Gewöhnlichkeit. Nicht in der langen Dauer liegt das Glück des Himmels und der Erde, die Innerlichkeit des Gefühls, die Sonnenhelle des aufblitzenden Bewußtseins gibt ihm seinen ewigen Werth! Könnte ich es doch begreifen, wie jene zahllosen

Narrenschaaren so kostbar dumm sein können, daß sie glauben, je krummer ihr Rücken vom Kreuz des Lebens gedrückt werde, desto leichter würden sie durch die Himmelsthür schlüpfen!"

„Das sind nun die Früchte Ihrer skeptischen Lectüre," versetzte Hobhouse. „Gehen Sie jetzt consequent weiter, so will ich es noch erleben, daß Sie in Shelley einen Geistesverwandten lieben werden."

„Es wäre kein schlechter Gesellschafter."

„Zum Desseur, lieber Gordon! Bittere Makronen, um das Denken aufzufrischen."

„Auch für's Leben, John. Shelley verdient schon deshalb meine Achtung, weil er die englische Gesellschaft geärgert hat. Dieses Conglomerat aus lächelndem Müssiggange, erheuchelter Frömmigkeit und süßlich-suffisantem Laster muß geärgert werden. Das macht sie mindestens etwas interessant. Sie wissen, daß ich mir eine Art Verdienst durch meine Satyre erworben habe, und ich gedenke noch Einiges auf diesem Felde zu versuchen, sollte ich je wieder nach England zurückkehren."

„Lieber Gordon," versetzte der Freund, „die Sehnsucht nach Ihrem Vaterlande wird Sie plötzlich und sehr bald einmal übermannen. Der Ort, wo wir im Auge der Mutter zuerst die Liebe zur Welt ahnen lernten, übt zauberähnliche Einflüsse auf uns aus. Keiner, auch nicht der egoistischste Mensch, der gottähnlichste Geist, bleibt ganz frei vom Schmerz des Heimwehs."

„Sie reden fast wie ein Verliebter, Freund! — Doch Sie irren sich. Weiche Gefühle sind mir nicht fremd, aber ich lasse mich nicht von ihnen überwältigen. Mein starrer Wille ist wie eine Gasflamme; wohin er sich wendet, erhellt und verbrennt er Alles, was einer intensiven Gluth nicht widerstehen kann, und vielleicht auch mich selbst, aber was thut das? Wundenmaale zieren; sie machen interessant, sie haben eine magnetische Anziehungskraft und verschaffen Lebensfreuden. Und diese suche ich, vereint mit der süßen, selbstbeschauenden Qual des Denkens. Halb Fürst, halb Räuber, heut verliebt, mit den schönsten Mädchen tändelnd, morgen der bleiche Gott des

Gedankens, in unheimlichen Schätzen schwelgend, die im aufgerissenen Schacht des eigenen Busens glänzen — und dann wieder Jäger, Klephte, ohne Rast noch Ziel fortstürmend über Berg und Fels: das nenne ich ein Leben für Männer! Da bilden sich Charaktere, große Menschen, die allein von jeher der Geschichte ihren Gang vorgezeichnet haben."

Ein lautes Halloh der lagernden Krieger, die unterdeß ihr Abendmahl gehalten, unterbrach das Gespräch. Wilde Begeisterung und Kampflust im Blicke sprangen die Albanesen empor, schürzten ihre langen Untergewänder malerisch auf, und sich die Hände reichend, die langen Flinten klirrend über den shawlumwundenen Häuptern zusammenschlagend, begannen sie einen kriegerischen Tanz innerhalb der Wachtfeuer, von deren flackernder Lohe die wirbelnden Gestalten oft wunderbar beleuchtet wurden. Schrillend stießen die grotesken Tänzer erst einzelne Laute aus, die von den zurückstehenden Sulioten wie im Echo beantwortet wurden; dann rasselten abermals die Waffen Aller unter gellendem Halloh zu-

sammen und im Tanze mit wundersamer Behendigkeit wirbelnd, emporspringend, vor- und rückwärts stürzend, sang die ganze Schaar, als gälte es in die Schlacht zu ziehen, ein Kriegslied, wovon den Abenteurer folgende Strophen besonders ansprachen:

„Tamburgi! Tamburgi! Dein Wirbel tönt weit!
Gibt Hoffnung dem Tapfern, verkündet den Streit!
Den Sohn des Gebirges erweckt dein Gebot:
Illyrier, Chimarier, den finstern Suliot.

„Nicht frag' ich nach Freuden, die Reichthum ersetzt,
Mein Säbel erringt, was den Schwachen ergötzt,
Gewinnt sich die junge, die lockige Braut;
Manch Mädchen, der einzig die Mutter getraut.

„Ich liebe das Mädchen, das jugendlich blüht,
Wenn ihr Kosen mich lullt, ihr Gesang mich durchglüht.
Sie tret' aus der Kammer mit Lautengehall,
Und sing' uns ein Lied von der Ahnen Verfall!

„Nicht redet von Furcht, noch von Gnade mit mir,
Es darf sie nicht kennen, wer dient dem Vezier.
Seit Mahomed ist's, daß der Halbmond nicht sah
So ruhmvollen Helden, wie Ali Pascha."

Bis gegen Mitternacht währten Tanz und Gesang der Albanesen, dann überließ sich die ganze

Schaar der Ruhe. Gewohnt an ein ununterbrochenes Umherziehen in den Gebirgen, fielen Alle sehr bald in tiefen Schlaf, selbst die ausgestellte Wache nickte ein, ihre Sicherheit dem Zufall überlassend. Auch Byron's übrige Begleiter waren längst der Mattigkeit erlegen, nur er selbst fand keine Ruhe. Freudige Aufregung und trübe Erinnerungen beschäftigten ihn gleich stark, wiewohl mit sehr getheiltem Interesse. Ein melancholischer, im Schlafe ausgestoßener Seufzer Fletcher's gab endlich seinen Gedanken eine andere Richtung und versetzte ihn in eine lustige Stimmung. Fletcher konnte sich auf keine Weise mit türkischer Art und Sitte befreunden. Alles störte ihn und erregte einen so anhaltenden Mißmuth, daß sein Umgang keineswegs angenehm für Byron war; dagegen erheiterten den Lord die nutzlosen, oft höchst komischen Klagen des bequemlichkeitsliebenden Menschen, und er übersah manchen Fehler der treuen Anhänglichkeit wegen, womit ihm der Klagende ergeben blieb. Ein ihm selbst unbewußter, für Byron aber nicht selten höchst ergötzlicher Fehler Fletcher's

war der, daß er seinem gepreßten Herzen durch lautes Sprechen im Traume Luft zu machen suchte, was vielleicht seinen Grund zum Theil in der Weigerung Byron's hatte, seine Klagen am Tage geduldig anzuhören. Mit hastiger Bereitwilligkeit pflegte dann der arme Geplagte während des Schlafes auf die Fragen eines Andern einzugehen, und Byron hatte wiederholt zu seiner eigenen Erheiterung ein solches Traum=Examen mit seinem Kammerdiener angestellt, um ihn später damit aufzuziehen. Auch jetzt begann Fletcher abermals erst leise zu murmeln, dann unzusammenhängende Worte auszustoßen, bis die im Schlafe gebundene Zunge die Schwierigkeiten glücklich überwand, und nun in klarem Flusse eine Erzählung der ausgestandenen Drangsale begann.

Byron rückte dem Sprechenden behutsam näher und erfaßte dessen aufgehobene Hand, die eben eine Bewegung machte, als wolle sie einen andern Gegenstand herzlich drücken. „Ja, Sally," sprach er in kläglichem Tone, „seit zwei Monaten keinen Tropfen Thee!"

„Armer Mann!“ versetzte Byron, mit gedämpfter, zarter Stimme, „und Du lebst noch? Wie Du aber auch herunter gekommen bist! Es geht Dir wohl sehr schlecht?“

„Gott bewahre,“ erzählte Fletcher weiter im Traume, mit einem Anfluge boshaften Aergers, „niederträchtig geht es mir! Erst in Spanien hatte Seine Herrlichkeit nichts Eiligeres zu thun, als überall den schönsten Weibern in die Augen zu gucken, wobei mir blos das Zusehen blieb. Dann in Malta lebte ich in beständiger Angst, herrenlos und allein nach dem gesegneten England zurückkehren zu müssen, so arg hatte er sich mit einer verheiratheten Frau verheddert; seit wir aber gar in der verdammten Türkei sind, hab' ich weder bei Tage noch bei Nacht Ruhe, denn wir liegen die ganze geschlagene Zeit unterwegs.“

„Du schläfst aber doch recht sanft, lieber William.“

„Ach das ist Alles nur Schein! Ich fühle mein Elend tief. — „Tamburgi! Tamburgi!“ Hu — mich überläuft die Gänsehaut. — Oh — hätt' ich ein Stück Rinderbraten!“

„Soll ich Dir eins vorsetzen, guter Mann? Wenn es in Griechenland keine Ochsen gibt, wie in unserm gesegneten England, was ißt man denn dort?“

„Lauter alte Ziegen, liebste Sally, elende, dürre Ziegen, sag' ich Dir. Und noch dazu am Spieße gebraten oder geröstet — mit Haut und Haar — ohne Sauce! Ein gräuliches Gericht, Sally. Da lob' ich mir Mockturtle-Suppe.“

„Kann sich denn Mylord mit der Lebensart in diesem Lande befreunden? Er ist ja sonst voller Raupen und hat den hellen Teufel. Ich dächte, er müßte vergehen vor Aerger und Verdruß.“

„O wenn doch das wäre!“ sprach Fletcher mit einem so herzbrechenden, komischen Seufzer, daß Byron kaum seine Ernsthaftigkeit behaupten konnte. „Dann hätte ich ja doch die sichere Hoffnung, recht bald wieder nach England zurückkehren zu können. Aber nein! Ich werde Dich gewiß nie mehr sehen, holde Sally. Sr. Herrlichkeit ist wie vernarrt in dies vermaledeite Land. Das zwecklose Herumstreifen in den Gebirgen, wo allerwärts Räuber und Mörder hausen,

nennt er ein himmlisches Leben. Mit jedem Stockfisch von bärtigem Kerl, wenn er nur sonst gerade gewachsen ist und ein zierliches Gewehr besitzt, macht er Freundschaft. Der halbgahre Reis schmeckt ihm, wie einen Chinesen, und außerdem trinkt er nur Wein, weil er sich in den Kopf gesetzt hat, Fleischspeisen würden seiner männlichen Schönheit Eintrag thun, und ihn eben so dick als wild machen. Denn eitel ist er, ach grausam eitel!" — „Daß ich Dir mit dem Ossa Dein Maul stopfen könnte!" murmelte Byron. — „Daß Gott erbarm, Sally, wollte der Himmel doch, ich hätte einen Bauch, so dick wie die Kuppel der Sanct Paulskirche. Da könnt' ich doch nicht auf Reisen in's Türkische gehen, gehen — Reis essen — Eunuchen —"

Hier verlor sich Fletcher's Rede in ein unverständliches Gemurmel. Byron lehnte sich lächelnd zurück, schlug seinen albanesischen Mantel um sich und schloß die Augen, um nun ebenfalls den Schlaf herbei zu rufen. Auch verwirrten sich bald seine Gedanken, die Gegenstände, in buntem Farbenspiele vor dem

geschlossenen Augenlide gaukelnd, flossen wirr in einander, Denken und Träumen überstürzte sich, ohne doch den Müden wirklich in Schlummer zu wiegen. Nach einiger Zeit öffnete er mechanisch die Augen wieder und riß sie erstaunt immer weiter auf, unverwandt in das Zwielicht der Dämmerung starrend, die über See und Land sich ausbreitete. Die Gegend schien sich plötzlich verändert zu haben, er war in England, Newstead-Abtey und Annesley-Hall streckten aus dem wogenden Nebel ihre bemoosten Thürme. Und dazwischen ward es licht und belebt, die liebliche Gestalt Mary's schwebte auf ihn zu, doch nicht in der holden Anmuth jugendlicher Schöne und Fröhlichkeit; nein, sie kam bleich, mit aufgelöstem Haar, in düsterer Trauerkleidung wie ein Geist näher und näher. Dumpf und wehmüthig zitterte auf ihren blassen Lippen der Hauch eines Liedes, das von langem Weh, von schwerem Unglück erzählte. Mary beweinte ihre Untreue und mit Entsetzen gewahrte Byron, daß das Herz seines Herzens, der Morgenstern von Annesley-Hall, hinter den Wolken des heranziehenden

Wahnsinns bald verlöschen werde. Unwillkürlich stieß er einen so lauten Seufzer aus, daß Bild und Halbtraum wie ein Nebel zerrannen. Ruhig schlummerten, ihre Waffen im Arm, seine wilden Gefährten. Mancher umklammerte mit nerviger Faust seinen Yataghan, Andere hatten die Hand in bewußtlosem Leichtsinn an das Schloß ihrer Toffaika gelegt. Ungeachtet Byron dies Alles ganz deutlich erkannte, schien ihm doch ein Kobold zu necken, oder seine Augen sahen doppelt. An die Stelle der verschwundenen Mary war ein anderes feenhaftes Wesen getreten, das mit gemsenartiger Gewandtheit, mehr hüpfend als gehend, durch die Reihen der schlafenden Albanesen ihm näher kam. Diese Gestalt war beinahe ganz türkisch gekleidet, nur statt des Turbans umwand ein blauer Shawl ihre Stirn. Ein schön gearbeiteter Gürtel in Form einer Schlange lief um ihre ätherisch-zarte Taille, und niedrige Halbstiefeln von gelbem Leder, kunstreich mit Gold gestickt, zeigten ein Paar niedliche Füßchen, deren Weiße die Reinheit des Schnees beschämt hätte. Byron wagte nicht zu sprechen, so

hingerissen und gleichsam bezaubert hatte ihn die wunderbare Erscheinung. Da glaubte er in der Nähe seines Lagerplatzes Tritte, Stimmen, Waffengeräusch zu hören. Die liebliche Erscheinung des Mädchens hob lauschend das kluge Köpfchen und verließ unhörbar, wie sie gekommen, den Kreis der Schlafenden. Bald war sie in dem Nebeldunst, der jetzt in dichteren Massen über dem Meere aufwallte, verschwunden, und obgleich Byron eine Gruppe von Männern in der Nähe vorüberziehen mehr hören als sehen wollte, blieb er doch in Zweifel, ob die reizende Erscheinung Wirklichkeit gewesen, ob Traum oder Bild seiner gereizten Phantasie. Es blieb indeß Alles ruhig, die Krieger rührten sich nicht, Fletcher hatte aufgehört zu klagen, und so sang denn endlich das gleichmäßige leise Rollen der Brandung auch Byron in festen Schlaf.

## 4.

An der Bucht von Lepanto standen zu jener Zeit mehrere Fischerhütten, die sämmtlich von armen

Griechen bewohnt wurden. Die scheinbar friedliche Beschäftigung dieser Menschen schien indeß keinen Einfluß zu üben auf die Bestimmung ihres Charakters. Es waren meist finstere, kriegerische Männer, die Früh und Abends mit zornigen Blicken nach den stolzen Mauern Missolonghi's sahen, dessen hohen Minarets und drohenden Festungswerke die verhaßte Herrschaft der Türken verkündigten. Die Armuth fühlt den Druck der Tyrannei am schwersten und ist um so aufgelegter zur Widersetzlichkeit, als sie ein tief schmerzender Verlust auch im schlimmsten Falle nicht treffen kann. Die Bewohner der erwähnten Fischerhütten gehörten jener Classe von Menschen an, die nichts zu verlieren, Alles zu gewinnen haben, und deshalb ungerechter Weise so oft von dem Begünstigteren in die Kategorie „nutzloses Gesindel" geworfen werden. Die Fischerei betrieben sie nur, weil ihnen kein anderes Loos gefallen war, es müßte sie denn der angeborene Hang, ein ungebundenes Leben zu führen, veranlaßt haben, von Zeit zu Zeit das Handwerk der Klephten zu versuchen. Fehlte die Gelegen-

heit dazu, so benutzten sie die müssigen Stunden, ihre Kinder mit Abscheu gegen die Türken zu erfüllen und sich selbst zum Trost eine bessere Zukunft zu prophezeihen, wenn auch schon der nächste Augenblick ihre Worte als thörichte verhöhnte.

Zwei Knaben von neun bis zehn Jahren spielten vor einer jener Fischerhütten. Es waren muntere, behende Buben, mit feurigen Augen, dunklem langen Lockenhaar, auf welchem das kleine, rothe Mützchen sich trotzig genug ausnahm. Auf dem festen Ufersande hatten sie in weitem Kreise Kohlköpfe aufgestellt, nach denen sie in vollem Laufe mit stumpfen Stäben warfen und jedesmal ein lautes Freudengeschrei erhoben, wenn der im Fluge geschleuderte Stab das beabsichtigte Ziel traf und umwarf. Ein starker, schöner Mann saß netzestrickend auf der Schwelle seiner Hütte und sah dem Spiele der Knaben zu; so oft aber das Freudengeschrei sich erhob, stimmte er mit frohem Zuruf ein, klatschte in die Hände und vermehrte so den Eifer der Spielenden.

„Das ist nun für heute der dreißigste Türkenkopf,

den mein Dscherrid getroffen," rief frohlockend der Kleinste der Knaben. „Nun mag es genug sein, Alkibiades, ich will nicht, daß Du mir den Preis wieder abgewinnst."

„Aber ich will es," versetzte unmuthig der andere kleine Trotzkopf. „Ich weiß recht wohl, weshalb ich Alkibiades heiße. Alkibiades war der Erste in Griechenland."

„Und Miltiades kam vor ihm und hatte die große Schlacht gewonnen," erwiederte der Jüngere. „Vater sagt, ich müsse auch eine Schlacht gewinnen, und das ist nun der Anfang."

„Gegen Deinen Bruder? Das gebe ich nicht zu."

„Wir spielen ja blos," versetzte der kleine Miltiades, „wenn ich erst groß und stark bin, wie der Vater, so will ich alle Türken erschießen."

„Nur so viele als ich Dir übrig lasse," erwiederte Alkibiades. „Ich werde es nimmermehr dulden, daß Du mir zuvor kommst."

„Wenn ich aber behender bin?" sagte der pfiffige Bruder, mit untergestemmten Armen sich vor ihm

hinstellend, „der Vater nennt mich immer den fliegenden Pfeil, und der will ich bleiben, das sollst Du mir nicht verwehren.“

„Nicht? Das möcht’ ich wissen. Da — ha ha ha! Nun sollst Du der liegende Pfeil heißen.“

Erzürnt sprang der unvermuthet Niedergeworfene wieder auf, stürzte sich in kindischem Kampfeseifer auf den Bruder, und griff ihn mit so viel schlauer Behendigkeit an, daß Alkibiades II. sehr wahrscheinlich von Miltiades II. besiegt worden wäre, hätte die brüderlichen Ringer um Griechenlands Wohl nicht eine unerwartete Störung aus Neugier Frieden schließen lassen.

Auf den hügelichen Anschwellungen, die sich in einiger Entfernung von der Küste erheben, ward nämlich eine Schaar Bewaffneter sichtbar, die sich zu offen und sorglos zeigten, als daß man sie für Räuber hätte halten können. Die untergehende Sonne, durch Wolken gedrückt, beleuchtete sie mit grellem Scheine und verlieh den immer zahlreicher hinter einem Olivenwäldchen Hervortretenden das Ansehen

einer Beduinenbande, indem die weißen, albanesischen Mäntel der kriegerischen Männer im Winde flatternd feurigen Schwingen glichen. Die beiden Brüder riefen dem Vater die Neuigkeit zu, der sich finster nach der angedeuteten Gegend hinwandte. Unterdeß hatten sich die Fremden etwas mehr genähert, sie machten Halt und nach einem viertelstündigen Zaudern zog sich die kriegerische Schaar wieder hinter die bewaldeten Höhen zurück, während nur wenige Männer im langsamen Trabe an die zerstreut liegenden Fischerhütten heran ritten.

Der griechische Fischer, der Zograffo hieß, setzte sich jetzt wieder auf die Schwelle seiner Hütte und fuhr fort, Netze auszubessern. „Es sind Fremde," sprach er zu seinen beiden Knaben. „Sie kommen sicherlich aus den Gebirgen. Eine Abtheilung Arnauten hat sie geleitet. Hört Jungen, das sind verwetterte Kerls, Alle unbesiegbar wie Leonidas — Gott hab' ihn selig! Müßt Euch tüchtig rühren, um ihm ähnlich zu werden. Wollt Ihr?"

„Ich habe heute dreißig Türkenköpfe getroffen,"

sagte Miltiades, „dafür hat mich Alkibiades auf den Sand geschmissen, weil ich nicht Acht gab, ich werd's ihm aber schon wieder auswischen. Er will immer der Erste sein, weil er älter ist, und ärgert sich, wenn ich ihm einmal zuvor komme."

„Wie viel hast Du Köpfe getroffen?" fragte Zograffo seinen ältesten Sohn.

„Fünf und zwanzig," erwiederte ärgerlich und doch auch niedergeschlagen der junge Alkibiades.

„Dafür kriegst Du morgen zum Frühstück fünf Gertenhiebe, hörst Du? Und warum das, Junge?"

„Weil wir Spartaner werden sollen."

„Gut. Richte Dich künftig darnach. Nächstens sollt Ihr Euch auch gegenseitig mit frischen Ruthen durchbläuen, und wer am längsten aushält, ohne zu mucksen, der soll einen Streifzug auf dem Meere mit machen dürfen und eine Flinte tragen."

„Da will ich Dich dreschen," drohte vor Freude lachend der kleine Miltiades.

„Und ich Dich," betheuerte, die Hand ballend, der

eben so ehrgeizige Bruder. Arm in Arm traten die Knaben in die Hütte. —

Die Sonne war dem Untergange nahe und übergoß die breite Bucht mit Purpur. Missolonghi glühte einige Minuten wie ein unheimliches Meteor, dann ward es wie auf einen Zauberschlag in tiefes Dunkel gehüllt, aus dem nur die vergoldeten Hörner der Halbmonde auf den Minarets der Moscheen lichtartig glänzten.

„Sonderbar," sagte Byron, der nach Entlassung seines kriegerischen Gefolges nur in Begleitung des Freundes und seiner Diener der Küste zuritt, „als wir vor einem Monate an Lepanto vorüber segelten, blitzten Missolonghi's Mauern eben so unheimlich im Scheine der Sonne auf wie heute. Wäre ich nun abergläubisch, wie Manche behaupten, so könnte ich in der Wiederholung des nämlichen Schauspiels etwas Prophetisches für mich oder für Sie, John, erblicken. Als Mann des Verstandes aber sehe ich nur einen ergreifenden, malerischen Sonnenuntergang."

„Den Untergang Griechenlands," versetzte Hobhouse.

„Er wäre dann majestätisch, feierlich und seiner ehemaligen Größe würdig! — Du meinst also, Derwisch," wandte er sich an seinen albanesischen Diener, „daß uns die hier wohnenden Fischer ein Obdach für die Nacht bewilligen werden?"

„Ohne Widerrede, Effendi. Einer von ihnen ist außerdem ein Bekannter von mir, wunderlich zwar und etwas verschroben in seinen Ansichten, aber gefällig und gastfreundschaftlich. Zograffo studirt zu viel, das macht ihn dann unwirsch; er kann nicht schlafen, oder wenn er doch eindußelt, so träumt er von seinen großen Vorfahren, wie er's nennt, und gibt seinen Jungen ganz altmodische Namen, über die alle verständige Menschen lachen."

„Hat er viele Kinder?" fragte Byron.

„Nur zwei wilde Rangen, Effendi, die sich und Andere nur so zum Vergnügen durchwalken. Das ist aber dem Alten gerade recht, der dann lachend dabei steht und wenn die Rangen wie toll kreischen,

vor Freude sich selber kaum zu lassen weiß. Möge ihn Allah beschützen!"

„Sehr wohl," sprach Byron. „Führe mich zu Zograffo. Wir müssen Freunde werden, wenn es irgend möglich. Der Grieche scheint Deiner Beschreibung nach für mich geboren zu sein."

„Nun ja," seufzte Fletcher, „da haben wir abermals ein Stück Unglück. Alles, was so eine gute Strecke vom Striche des gesunden Menschenverstandes seitab liegt, das sucht Seine Herrlichkeit eben so eifrig auf, wie ein Mädel mit hübschen Augen und kleinen Füßen. Andere Leute sind froh, wenn sie der Irrsinn Fremder nicht incommodirt, aber nein, mein Herr bezahlt die Tollheit noch obendrein. Handelte sich's nicht um das Bischen Menschenverstand, gesunde Vernunft, gerades solides Denken, ich möchte, Gott straf' mich! selber ein Tollhäusler sein, nur um immer in Sold und Freundschaft Sr. Herrlichkeit zu stehen."

„He, Zograffo!" rief Derwisch, der jetzt seines Freundes ansichtig wurde. Zograffo wendete sich um und musterte, ohne aufzustehen, die Gruppe der heran-

kommenden Männer. „Guten Abend, was soll's?“ sprach der Grieche.

„Ein Nachtquartier für den Effendi,“ erwiederte Derwisch, „eine Hand voll Reis und etwas gemischten Wein von dem bewußten!“

„Mein Wein hat kein Bewußtsein,“ versetzte mit heimlich zwinkerndem Augenwinke der schlaue Grieche, indem er seine Blicke so ausdrucksvoll fragend auf Derwisch richtete, daß ein völliges Examen über die Fremden darin erkennbar ward.

„Schon gut,“ sprach Derwisch. „Der Effendi ist ein vornehmer Franke, den Griechen außerordentlich zugethan und sehr freigebig. Er sieht ein Paar hundert Para nicht an.“

Zograffo's Mienen erheiterten sich. Schlau, gewandt, mit jener kriechenden Höflichkeit, die nur freundlich sein will, dem freien Manne aber als das untrüglichste Zeichen lang ertragener Knechtschaft widerlich erscheint, lud er den Lord nebst seinen Begleitern ein, in die Hütte zu treten. Der ganze Charakter des Mannes schien verändert, das stolze

Selbstbewußtsein, der trotzige Haß, der früher sich in Blick und Mienen ausgesprochen, waren verschwunden. Gewinnsucht und die Anlage, dem, der es tragen kann, zu übervortheilen, konnten nur einem blöden Auge verborgen bleiben. Byron übersah jedoch dergleichen unwesentliche Nebendinge. Zograffo's Wesen, seine Lebhaftigkeit, sein kecker Blick, sobald das Gespräch das Wohl Griechenlands berührte, gefielen ihm, und als nun gar Miltiades und Alkibiades in das enge Zimmer traten und in baldigem Streit über ihre Tapferkeit und Vaterlandsliebe geriethen, war schnell sein Entschluß gefaßt. Er forderte Zograffo auf, ihn auf seinen fernern Reisen durch Griechenland und die Türkei zu begleiten. Der Grieche fand die Bedingungen eben so vortheilhaft, als den Herrn umgänglich und freundlich. Er schlug ein, und als am andern Morgen, nach einer fast ganz durchplauderten Nacht, der Fischer dem fremden Effendi folgte, küßte er seinen Knaben zum Abschiede inbrünstig Mund und Stirn, schärfte ihnen ein, sich ja fleißig im Schießen nach den Kohlköpfen zu üben

und überließ sie der Sorge seines Weibes, einer rüstigen, stillen, ja finstern Frau. „Zerhaut Euch tüchtig, Jungens, nur brecht Euch nicht die Hälse," sprach er. „Und nun lebt wohl, meine kleinen Helden. Wenn ich wieder komme, müßt Ihr Euern Namensvettern Ehre machen, sonst ersäuf' ich Euch mit eigener Hand im Meere!"

Ueber der Bucht stiegen weiße Dünste auf und umzogen, vom Morgenwinde nach dem Lande hingetrieben, die Mauern und Thürme Missolonghi's mit durchsichtigem Schleier. Die Sonne stieg hinter den Gebirgen auf und ihre goldenen Strahlen zerhieben die leichten Dünste wie blitzende Schwerter. Die obere Luft war hell, tiefblau umspannte wieder der ionische Himmel die schöne Landschaft.

„Seht da!" rief Byron aus und zeigte nach der blauen Wölbung hinauf zu seiner Linken, „was sind das für Vögel? Mich dünkt, ich habe noch keine von dieser Gattung gesehen."

„Es sind Adler, Effendi," versetzte Derwisch und erhob seine Toffaika, um unter sie zu schießen.

„Wage es nicht, diesen Thieren ein Leid zuzufügen,“ sprach Byron, dem jagdlustigen Albanesen an seinem Vorhaben verhindernd. „Wie viele dieser glückverheißenden Vögel schickt mir Gott Jupiter? Ich zähle ihrer neun bis zehn.“

„Zwölf,“ rief Zograffo.

„Nein funfzehn,“ rief Fletcher. „Es deckt nur immer einer den andern, wie es auf dem Meere mit den Segeln zu gehen pflegt. Und das sollen Adler sein?“ fuhr der Mißmuthige fort, „nun da muß ich gestehen, daß sich dies edle Gethier bei weitem besser in Exeter Change ausnimmt, als hier in der frischen Morgenluft. Das Gevögel hat ja Schnäbel, krumm wie Türkensäbel.“

„Herr,“ sprach Zograffo, „dem Ansehen nach können es auch Geier sein. In diesem Falle rathe ich dringend, Plan und Ziel der Reise zu verändern. Der Geier ist ein gefräßiges, grausames Thier, und bedeutet dem nimmer etwas Gutes, der ihn zuerst erblickt.“

„Ihr seid auch noch abergläubisch?“ erwiederte

Byron. „Wohl! Der Aberglaube versteht auch zu prophezeihen. So sage mir denn, welche Deutung Deiner Meinung nach diese Adler oder Geier für mich haben können?"

„Wenn es, wie ich zuversichtlich behaupte, Geier sind," versetzte Zograffo, „so wird Dir in funfzehn Jahren, wenn Du vielleicht abermals dieses Weges ziehst, ein Unglück begegnen."

„Schön, mein Mentor," sprach Byron mit erkünsteltem Lächeln, denn bei allem Zweifel vermochte er doch nie den Einflüsterungen einer abergläubischen Erziehung mit rechtem Muth zu begegnen. „Auf diese Gefahr hin möchte ich es schon wagen, nach Verlauf von funfzehn Jahren abermals diesen Boden zu betreten. Bis dahin sollen mir aber Eure Geier für Adler gelten und mir ein stolzes, ruhmreiches Leben weissagen."

„Immer halb confus," murmelte Fletcher vor sich hin. „Diese Krummschnäbel für Adler zu halten! Da sieht Einer recht, wie dumm der Klügste sein

kann, wenn er nicht Verstand genug besitzt, verständig zu sein. Gott beschütze Seine Herrlichkeit!"

Durch grünende Thäler, über rauschende, von heiligen Sagen der Vorzeit tönende Flüsse, setzte Byron mit seinen Begleitern die abenteuerliche Reise fort. Luft und Land entzückten den leicht Erregbaren und ließen ihn jeder Gefahr spotten, die mehrmals in unmittelbarer Nähe sein weiteres Vordringen bedrohte. Byron's gegenwärtiges Reiseziel war auf den Parnaß und die delphische Höhle gerichtet. Nach mancherlei interessanten Erlebnissen, unter denen das Zusammentreffen mit einem kühnen Klephten sich auszeichnete, der sich Bozzaris nannte und wahrscheinlich in Folge unglücklicher Unternehmungen Byron seine Dienste antrug, ohne Gehör zu finden, weshalb der Räuber unheimliche Drohungen ausstieß, erblickten die Reisenden bei Sonnenuntergang den leuchtenden Gipfel des heiligen Musenberges. Byron bestand darauf, nahe bei einer Quelle unter einer Gruppe von schattigen Platanen zu lagern, um im Angesichte des Parnaß eine Nacht zu verträumen.

Seine Begleiter waren mit dem Vorschlage zufrieden bis auf Derwisch und Fletcher. Der Grund von des Letzteren Weigerung war für Byron nur ein Sporn mehr, auf seinem Willen zu bestehen, Derwisch's Einwendungen verdienten dagegen, so sonderbar sie auch waren, doch eine Beachtung.

„Wir werden von Räubern überfallen, Effendi," sprach der kriegerische Albanese. „Schon vor zwei Stunden hörte ich im linken Ohre den Knall einer Toffaika und das Hussah der Klephten. Solche Warnungen darf man nicht verachten, Effendi, sie rächen sich oft blutig."

Ungeachtet dieser unheilverkündenden Worte beharrte Byron auf seinem Vorsatze. Die Zelte wurden aufgeschlagen, Feuer angezündet und das Mahl von dem finster und besorgt um sich blickenden Derwisch bereitet. Byron überließ sich ganz der Stimmung des Augenblickes. Zwischen Hobhouse und Zograffo hingelagert, ließ er sich von dem Griechen manche anziehende Details über dessen Vaterland mittheilen und sich leicht für die Hoffnungen gewinnen,

die der freiheitslustige Fischer von der Zukunft hegte. Während der Mahlzeit wendete er sich zu seinem Freunde. „Waren Sie je einmal in Morven's Nebellande?" fragte er den schon wieder Schreibenden.

„Nein, Gordon. Ich konnte mich nie gut mit den Schotten vertragen."

„Schade," versetzte Byron. „Dann haben Sie auch gewiß keinen jener Seher kennen gelernt, deren wunderbare Divinationsgabe wir the second sight nennen?"

„Oft hörte ich davon sprechen, doch war ich immer geneigt, die vielen Wunderdinge, die man sich davon erzählt, für geschickte Lügen oder doch für arge Uebertreibungen zu halten."

„Wären Sie ein halber Schotte, wie ich, so würden Sie anders darüber urtheilen," versetzte Byron. „Ich kannte Menschen, die viele Wochen, ja Monate voraus einen bedeutenden Glücks= oder Unglücksfall mit allen Nebenumständen bis in die kleinsten Details anzugeben wußten, und niemals, so viel ich mich erinnere, hat man einen solchen Lehrer der

Unwahrheit zeihen können. Ich denke jetzt wieder so lebhaft an diese ersten Jugendeindrücke, weil ich hier in den ungleich heiterern Gebirgsthälern Livadiens eine ganz ähnliche Erscheinung antreffe. Während die Schotten ein Unglück voraussehen, behaupten fast alle Bergbewohner Griechenlands und Makedoniens das Herannahen einer Gefahr voraus zu hören. Ich glaube und glaube auch nicht daran; dieser Zweifel bestimmt mich aber, den griechischen Volksglauben einmal zu erproben. Derwisch behauptet fortwährend, es bedrohe uns ein räuberischer Ueberfall. Wachen wir also die Nacht hindurch, indem wir uns den Anschein geben, als schliefen wir, und ereignet sich irgend etwas Bedenkliches, so will ich von Stund' an das Paradies Muhamed's glauben!"

Die Nacht verging indeß ohne Störung und der prophetische Muselmann mußte es sich gefallen lassen, daß Byron wiederholt über ihn scherzte. „Wir waren in Gefahr, Effendi, und sind es noch immer," versetzte mit unerschütterlichem Gleichmuth Derwisch.

„Fort nach Delphi!" rief Byron und die Gesell-

schaft brach auf. Schon hatten die Reisenden eine ansehnliche Strecke zurückgelegt, als Derwisch abermals die Hand an's Ohr legte und von neuem unheimliche Prophezeihungen hören ließ.

„Was gibt's schon wieder?" fragte Byron.

„Bum — bum — zwei Schüsse, Effendi."

„Du hast Ohrenbrausen."

„Ich höre es so deutlich wie Eure Stimme."

„Nun so will ich Dir beweisen, daß Du ein furchtsamer Thor bist," versetzte Byron und ritt den Uebrigen ganz allein voraus. Zograffo eilte ihm nach, um im Fall einer Gefahr dem Tollkühnen beizustehen.

„Den Kopf wird Sr. Herrlichkeit noch verlieren," sprach Fletcher zu sich selbst. „Gelingt es mir, den armen Herrn ganzbeinig aus diesem verfluchten Lande fort zu bringen, so will ich mir in England eine Güte darauf thun."

Ein Geschrei unterbrach die Selbstbetrachtungen Fletcher's. Byron riß sein Pferd zurück, scharf um sich blickend. Es waren aber nur einzelne Ziegenhirten zu sehen, die müssig in ihre Mäntel gehüllt

am Felsen lehnten. „Vorwärts, Effendi,“ sprach Derwisch. „Die Klephten sind uns zur Seite, fürchten sich aber hervor zu brechen, weil ihrer wahrscheinlich zu wenig sind. Eilen wir, ihren Nachstellungen zu entkommen, bevor sie sich verstärkt haben. Dort liegt der Parnaß und hier zur Seite die Grotte von Delphi.“

Byron wagte jetzt nicht mehr, der wahrscheinlichen Gefahr eine unvorsichtige Achtlosigkeit entgegen zu setzen. Er folgte der Weisung des Muselmannes und traf ohne ferneres Hinderniß gegen Mittag in dem Dorfe Kastri ein, in dessen unmittelbarer Nähe die geheimnißvolle Grotte sich befindet. Gehorsam der alten Sage, badete sich Byron Haar und Hände in der kastalischen Quelle, brach einen Lorbeerzweig ab und flocht ihn durch seine dunklen Locken. So geschmückt betrat er das ehemalige Heiligthum der weisen Pythia, doch nicht um sich weissagen zu lassen, sondern um selbst Worte der Begeisterung, des poetischen Tiefsinnes, darin nieder zu schreiben. Die Wundertöne des Childe Harold, in denen sich ein

paar Jahre später die Edelsten aller Nationen berauschen sollten, entströmten hier zuerst dem begeisterten Pilger. Lange harrten seine Begleiter der Rückkehr des Eigensinnigen, der auf das Strengste jede Störung untersagt hatte. Da aber Stunden vergingen und Byron noch immer nicht zurückkehrte, glaubte Derwisch den Befehl überschreiten zu müssen. Behutsam trat er in die Höhle, die von einem eigenen, die Nerven wunderbar ergreifenden, Dunst erfüllt war. Er bedurfte einiger Zeit, um sein Auge an das herrschende Zwielicht zu gewöhnen. Endlich bemerkte er den Lord auf einem Steine sitzend, das Kinn in die Hand gestützt. Leise trat Derwisch näher, Byron war bis zur Bewußtlosigkeit erschöpft.

„Effendi!" rief der treue Muselmann, „die Sonne sinkt hinter die Gebirge, es ist Zeit aufzubrechen."

Byron schrak auf aus seinen Träumen. „O, daß Du nimmer über Sirat's Bogen schreiten könntest," sprach er zürnend zu Derwisch, „da Du den schönsten Traum meines Lebens so kaltblütig stören mußtest!

Dieses Bild, dies duftende Haar, dies Auge voll Gluth und entzückender Schüchternheit — sollte es blos ein vorüber ziehender, körperloser Traum gewesen sein?"

Sinnend, in tiefes Schweigen sein innerstes Denken hüllend, folgte er dem Drängenden und richtete seinen Weg nach den Ruinen von Theben.

## 5.

Es war Abend geworden, als Byron und seine Gefährten über den Berg Citharon in die reizlose Ebene von Athen hinabstiegen. Die schnell einbrechende Dämmerung, die jenen Klimaten eigen ist, umhüllte bereits Alles, nur auf dem bewegten Meere zeigte sich ein unsicheres, rasch wechselndes Funkeln und Sprühen. Die Akropolis glänzte noch im Schimmer des Abendrothes, in der Stadt selbst aber blitzten von Minute zu Minute immer mehr Lichter auf, bis jedes Haus illuminirt erschien.

„Wie galant die Griechen sind," sprach Byron. „Entweder wollen sie uns, durch die Gabe des Voraus-

hörens von unserm Erscheinen unterrichtet, mit festlichem Gepränge empfangen, oder zeigen, daß ungeachtet der überhand genommenen Barbarei doch immer noch Licht genug in der Stadt der Kunst vorhanden sei, um eine recht in die Augen fallende Aufklärung zu bewerkstelligen."

„Die Christen feiern heute das Geburtsfest ihres Propheten, Effendi," erwiederte Derwisch. „Da zündet jeder Bettler sein Lichtstümpfchen an in ganz Griechenland, Gesang, Tanz und Fröhlichkeit herrschen aller Orten, und selbst die Gläubigen freuen sich des allgemeinen Jubels."

„Was!" rief Byron aus, „es ist Weihnachtsheiligerabend? Glückliches Land! Beneidenswerthes Volk! Du kannst die Geburt Deines Heilandes unter der Sternenkuppel des blauen Himmels begehen, Dir verkündet er einen ewigen Lenz. Wir armen Nordländer müssen uns in Pelze hüllen, um nicht vor Schreck über die frohe Kunde das kalte Fieber zu kriegen! — Ha ha ha, es ist possirlich, höchst possirlich, und wahrhaftig, John, wäre ich der gefähr=

lichste Skeptiker oder Spötter, wofür mich die englische, presbyterianisch-fashionable Welt hält, so würde ich jetzt behaupten, man dürfe sich darüber gar nicht wundern. Wie kann einem Menschen im Winter groß Heil wiederfahren, wo er sich die Hände über dem Steinkohlenfeuer reiben muß? Mich wenigstens würde es ewig gleichgültig lassen, und kämen in dieser Jahreszeit drei Gottheiten zur Welt, hold wie die Grazien, schön wie Helene oder Apollo, je nachdem sie — doch Sie wissen, was ich sagen will. Aber hier, Bester, hier wird man fromm und gläubig und selig vom bloßen Duft einer frohen Botschaft. Der Orient ist der klassische Boden der Künste und Religionen, und ich sage Euch, Ihr Kleingläubigen, die Ihr hinter Nebel und Schnee jämmerlich vegetirt, es wird kein Prophet gedeihen, kein Gott als Gott verehrt werden, der nicht von irgend einem Orte hier herum ein gültiges Geburtszeugniß aufweisen kann."

„Danken Sie Gott oder Ihrem guten Genius, daß man diese losen Reden nicht in England hört," versetzte sein Freund, „ich glaube sonst wirklich, man

würde anstehen, Sie ferner auch nur unter die Titular-Christen zu zählen."

„Sehr wohl, und doch bin ich ein hartnäckiger Orthodoxe! Klingt meine Rede etwa nach Ungläubigkeit? Thue ich nicht, was dem Verstande zukömmt, indem ich anbete, was anbetungswürdig? Ja, meine Verehrung geht so weit, daß ich das ganze herrliche Land, zusammt Kleinasien und was daran hängt, für ewig geweihten Boden erkläre. Nur blauen Himmel will ich haben, mit dem Flimmerschmuck der silbernen Sterne, wenn ich meine Christnacht als gläubiges Kind feiern soll. Heute bin ich zufrieden! Die Welt hat ihren Christbaum angezündet. Sehen Sie, über unsern Häuptern hin schwingt er seine brillantenen, funkelnden Guirlanden!"

Hobhouse schüttelte den Kopf. So schwärmerisch-vergnügt, so gläubig-heiter und doch wieder so spöttisch-übermüthig hatte er den freilich stets launenvollen Freund noch nicht gesehen. Fletcher ritt an ihn heran. „Lassen Sie ihn, Sir," flüsterte er ihm in's Ohr, „er hat eben wieder den Raptus. Ist erst

Mitternacht vorüber, dann tritt die lebenssatte Stimmung ein und Seine Herrlichkeit möchte nur so in Todtenschädeln herum wühlen. Dann seufzt er nach Newstead, nach Mönchskutten und sonstigen gespensterhaften Fratzen. Just das, Sir, würde ich „Spleen" nennen, wenn ich ein Arzt wäre."

Sie hatten jetzt Athen erreicht. Zur Linken erhoben sich in trübem Grau die klassischen Höhenzüge des Hymettus, rechts plätscherte die klare Welle des Kephisus. In Athen war Alles belebt. Die Thüren der Häuser standen offen, Windlichter brannten an den Fenstern, bunte Flammen spielten da und dort unter einem halb zerbrochenen Säulenporticus. Ein lebhaftes Gewühl von Griechen und Türken drängte sich durch die Straßen. Kaffeehäuser und türkische Sorbetbuden waren mit bunten Lampen erleuchtet und stark besucht. Die Muselmänner saßen mit untergeschlagenen Beinen auf den Polstern, in phlegmatischer Genußsucht das heiße, starke Getränk und den aromatischen Rauch schlürfend. Ein Schwarm höchst komisch lachender Menschen kam tanzend,

springend, sich wie Kreisel drehend, den Fremden entgegen. Man hätte sie für Betrunkene halten können, wäre ihre Lustigkeit nicht so völlig verschieden von jener gewesen, die der zu häufige Genuß berauschender Getränke hervorbringt. Es waren glückliche Thoren, welche die Neugierde verlockt hatte, den Laden eines Opiumhändlers zu besuchen und den nervenaufreizenden Mohnsaft zu kosten, dessen süßes Gift die beglückendste Fröhlichkeit erzeugt. Der vom Mohnsaft Berauschte begehrt nach unablässigem Gelächter, ein unwiderstehlicher Hang zum Taumeln treibt ihn zu jenem burlesken Kopfschütteln, jenen Sprüngen, die ihn zum König der Narren stempeln. Als der taumelnde Schwarm, gemischt aus Griechen, Türken und Franken, an Byron und seinen Begleitern vorüber lärmte, umarmte ein wohlbeleibter Türke, dessen fleischiges Gesicht für die personificirte Seligkeit bewußtloser Verzückung gelten konnte, ein Bein des verdrießlichen Fletcher.

„Salem Aleikum, mein Bruder!" lallte der Taumelnde und küßte inbrünstig die Stiefelsohle des

Engländers. „Deine Lippe ist süß, wie das Lächeln des Vollmondes — la la la la — la la — la — schöne Houri! — la la la la — Mich umfängt der siebente Himmel.“ Und taumelnd drehte sich der Verzückte weiter, bis seine Gefährten ihn umringten und mit sich fortzogen.

Fletcher schimpfte entsetzlich zum unsagbaren Vergnügen Byron's. „Das ist eine schöne Polizei,“ knurrte er vor sich hin. „Es thäte Noth, Altengland schickte ein Paar Dutzend Constables in dies vermaledeite Land, damit ehrliche Leute doch nicht gleich bei ihrer Ankunft von dem betrunkenen Vieh incommodirt würden. — Ein schönes Nest das Athen! Lauter elende Hütten! — Lobe mir mein Englaud mit seinen saubern Häusern und verständigen Menschen. — Christnacht! Daß Gott erbarm! Wüstnacht sollt' es hier heißen. Ein vernünftig denkender Christ betet, singt, trinkt ruhig seinen Thee und ißt ein Stückchen Stollen dazu — hier aber besäuft man sich, um Christo gefällig zu werden.“

„Bist Du bald fertig, William?“ fragte Byron,

sich umwendend, „oder soll ich das Weitere als ein Supplement zur Litanei aufzeichnen? Lalalala — la! Diese Musik eines fröhlichen Herzens gefällt mir."

„Ew. Herrlichkeit hat immer Recht, wenn Sie die unbegreiflichen Sitten außerordentlicher Menschen beurtheilen," sagte der äußerst verstimmte Fletcher.

„William wird anzüglich, John, der Duft des Sorbet kitzelt ihn. Aber halten Sie doch, bei allen Göttern des Olymp!"

Die Aussicht durch einen weiten Thorweg in das Innere eines geräumigen Hofes veranlaßte Byron zu diesem Ausrufe. Eine lieblich-idyllische Scene häuslichen Frohsinns fesselte seine Blicke. In der offenen Flur, die glänzend erhellt war, saßen auf Teppichen drei junge Mädchen, die Jedermann schon auf den ersten Blick für Schwestern halten mußte. Nach türkischer Sitte die Beine untergeschlagen, waren nur die unbekleideten Zehen ihrer höchst zierlichen, weißen Füßchen zu sehen. Jede trug auf den künstlich geflochtenen Haaren, die bei zweien vom glänzendsten Schwarz sich zeigten, während der dritten ein

blondes Gelock gleich verdichteten Sonnenstrahlen über Schultern und Busen herabfiel, ein rothes, albanisches Käppchen. Eine blaue Quaste mit Silbertroddeln verziert blitzte daran wie ein fallender Stern. Ein Tuch von den mannichfachsten bunten Farben lauschte schelmisch unter dem Käppchen einer Jeden hervor und umhüllte zum Theil die reiche Fülle der Haare. Nur die Blondgelockte ließ ihren schönen Schmuck, mit blauem Seidenband durchflochten, ganz frei bis zum Gürtel herabwallen. Ein reich verbrämter Pelz schien nur dazu zu dienen, den schlanken Wuchs der griechischen Schönen recht auffallend hervor zu heben. Von einem Gürtel lose zusammen gehalten, war er vorn offen und ließ die feine Musselinverhüllung des Busens höchst vortheilhaft sehen. Alle drei spielten die Cither und sangen dazu ein Liedchen in romanischer Mundart, schalkhaft mit den Köpfchen hin und wieder nickend, wodurch die glänzenden Quasten an den Käppchen in fliegende Bewegung geriethen.

Byron ließ seine Blicke mit lächelndem Wohlbehagen auf den drei Grazien ruhen. Der geräumige

Hof, die stattlichen Gebäude, der reiche Anzug, verkündeten eine glückliche Wohlhabenheit, und die gar zu reizenden Liebesgöttinnen, die, ohne des Fremden zu achten, zu ihrer eigenen Lust ein scherzhaftes Spiel mit den koketten Gaben trieben, womit sie die Natur beschenkt hatte, sangen mit zarter Stimme, so wohltönend einladend das „Bo, bo, bo," womit jeder Vers des Liedes schloß, daß Byron auf gut Glück sein Roß durch den Thorweg sprengte, sich eben so schnell aus dem Sattel schwang und höflich, doch gentlemanisch-keck in gebrochenem Griechisch die Grazien fragte, ob hier nicht ein christlicher Franke auf einige Wochen Wohnung erhalten könne?

Die Griechinnen fuhren erschrocken zusammen. Die Cithern entfielen ihren Händen, die dem Anscheine nach Aelteste sah den Fremdling mit großen, verwunderten Augen an, noch einen Zug heiteren Lächelns in ihrem bleichen Gesichte. Die zweite deckte ihre kleinen Händchen über die Augen, um durch die Finger den schönen Franken besser belauschen zu können, und die muntere Blondine blickte nur halb

sichtbar über die Schulter ihrer Schwester eben so neugierig wie die übrigen den Engländer an. Zu gleicher Zeit ward eine ältliche Matrone im Flur sichtbar, die mit einer höflichen Verbeugung Byron einlud, näher zu treten.

Es war die Mutter der drei Grazien, die Wittwe eines Griechen, der sich längere Zeit im Abendlande aufgehalten hatte. Byron's Bitte fand Gewährung und ehe noch eine Stunde verstrich, durfte er sich schon als ein Glied der Familie betrachten. Ueberaus vergnügt zeigte sich Fletcher, daß er endlich wieder unter anständigen Christen wohnen, christlich leben und sprechen durfte. Das „Nest Athen" ward plötzlich die schönste Stadt, und wenn Byron später die atheniensische Ebene pries, an der herrlichen Natur sich weidete, stimmte er jedesmal mit vollen Backen ein und betheuerte, daß er vollkommen überzeugt sei, das Land Gosen selbst müsse gegen die Ebene von Athen gehalten nur eine Wüste oder doch eine cumberländische Haide gewesen sein.

Der fortdauernde Volksjubel lockte unsern Freund

bald wieder auf die Straßen. Zograffo, der sich mit treuherziger Hingebung an Byron hielt und diesem vornehmlich durch sein tiefes Schmerzgefühl theuer ward, womit er den demoralisirenden Druck der türkischen Herrschaft empfand, begleitete ihn. Derwisch, dessen Beistand als Dolmetscher er jetzt nicht mehr bedurfte, hatte sich seinen Glaubensgenossen zugesellt und pflegte nach reichlich genossenem Sorbet den süßen Vergnügungen nach zu gehen, die der Islam seinen Bekennern als entzückenden Lohn eines wohlangewendeten Lebens im Paradiese verheißt. Byron neckte ihn deshalb oft und stellte sich äußerst erzürnt über seine Ausschweifungen, um den alternden Arnauten die Vortrefflichkeit der Vorschriften des Propheten alsdann preisen zu hören. Auf der Straße nach dem Meere zu überholte sie wieder eine lärmende Menschenmenge, aus Griechen, Armeniern und Türken bestehend. Einige hatten sich mit Lorbeerzweigen, Andere mit Weinlaub geschmückt. Sie trugen laubumwundene Stäbe in den Händen, die, wenn sie auch weder Form noch Bedeutung des Thyrsus

hatten, doch unabweisbar daran erinnerten. Von Lust, Freude, Wein und Mohnsaft glühend, jauchzend, lallend, lachend und hüpfend, konnte man den vorüberrauschenden Troß sehr wohl für einen Zug von Bacchanten halten. Wohl eine an Zahl dreimal stärkere Menge Zuschauer drängte neben und hinter den Jauchzenden mit fort. Einzelne Frauen wurden darunter sichtbar, die Byron anfangs für verkleidete Jünglinge hielt, da sie Masken trugen und der wandelnde Schein der Lichter weder Gestalt noch Formen deutlich erkennen ließ. Neugierig schloß er sich mit Zograffo dem immer wachsenden Menschenknäuel an. Bald lag die Stadt im Rücken, rechts dämmerte aus dem Nachtdunkel die Akropolis mit ihren großartigen Trümmern, zur Linken aus silbernem Glanze hob still und feierlich der Hymettus sein Haupt empor. Vor ihnen sprühte im Phosphorlicht das bewegte Meer im nahen Hafen des Piräus.

Mit steigender Aufmerksamkeit folgte Byron den Bewegungen eines malerisch gekleideten Sulioten, dessen hohe, kräftige Gestalt aus den Begleitern der

lärmenden Gruppe auffallend hervorragte. Der kriegerische Grieche schien sein Augenmerk auf eine der mitwandernden Frauengestalten gerichtet zu haben, die ihrerseits ihm durch schnelle Wendungen immer geschickt zu entschlüpfen wußte. Eine Zeit lang beobachtete Byron dies Suchen und Fliehen als müssiger Zuschauer, da ward der Unbekannten durch einen Zufall die Maske entrissen und unser Freund glaubte mit freudigem Erstaunen das nämliche reizende Mädchengesicht zu sehen, das ihm schon am Golf von Arta als ein vorübergleitendes Gaukelbild der Phantasie begegnet war, von dem er ein entzückendes Traumgesicht in der delphischen Grotte gehabt hatte. Ein plötzlicher Blick seines in leidenschaftlicher Bewegung wie ein Blitzstrahl zündenden Auges traf das Mädchen und machte einen tiefen Eindruck auf dasselbe. Dem Sulioten war die Bewegung ebenfalls nicht entgangen, es gab ein Drängen und Stoßen, wodurch Byron von Zograffo getrennt ward und sich bald auch von den vorwärts stürmendem Menschentrupp verlassen sah. Nur dem unbekannten

Original seines wunderbaren Traumgesichts war er näher gekommen, Beide maßen einander mit erstaunten, zitternden Blicken und Byron würde die so seltsam gemachte Bekanntschaft fester geknüpft haben, wäre nicht der Suliot störend dazwischen getreten. Das Mädchen stieß einen Schrei aus, floh und eilte, gleich einer Oreade oder Sylphide, nach dem Felsen der Akropolis. Fluchend folgte ihm der Suliot, Byron glaubte einen Namen aussprechen zu hören, der ihm wie Theakita sanft im Gedächtniß nachtönte. Im Eifer des Verfolgens aber stürzte der Grieche, das geheimnißvolle Mädchen entkam und war bald in der Dunkelheit verschwunden.

Zograffo's Stimme gab Byron der Wirklichkeit zurück. Keine der Fragen, die er an seinen Gefährten that, wußte der Grieche zu beantworten, die Fremde und der Suliot waren ihm gleich unbekannt. „Es wird einer von den Klephten sein," sprach er gleichgültig, „die in dieser Jahreszeit aus den Gebirgen Angriffe in die Ebenen machen, wenn sie keine andere Beschäftigung finden. Vielleicht ist das Mädchen

eine Beute, die er gemacht hat, und nun nicht wieder herausgeben mag. In Griechenland ist dies ein so gewöhnliches Ereigniß, daß Niemand mehr darüber erstaunt. Selbst Aeltern, denen auf solche Weise ihre Töchter, sei's durch die Gewalt der Türken, sei's durch Räuberhand entführt worden, wagen es kaum noch ihren Schmerz in Thränen laut werden zu lassen. Aber, Mylord, Gott ist groß, um mit unsern Unterdrückern zu sprechen, und wer weiß, ob nicht das Kreuz in kurzer Zeit über dem Halbmonde glänzt und den einzig wahren Spruch, der im Koran steht, durch den Triumph der Griechen zu einem christlichen erhebt."

„Nur der Muthige hofft," versetzte Byron. „Denken viele Griechen so wie Du?"

„Wenn sie nicht den zeitlichen Vortheil zu sehr im Auge haben, spricht Jeder wie ich. Zeigt Ihr aber den entarteten Enkeln des großen Miltiades und Alkibiades eine Hand voll Goldstücke, um die eine Geißel sich windet, und die Freiheit in Bettlerlumpen, so greift er nach der Geißel, weil sie auf goldenem

Grunde ruht. Die Sclaverei hat ihn eigennützig, selbstsüchtig, niedrig denkend gemacht. Gewinnsucht ist sein Gott, er ist der Jude unter den Christen. Dafür möge Muhamed tausend Jahre länger im Fegefeuer Glühwein kochen für griechische Märtyrer!"

Die Schaar der Jauchzenden war unterdeß dem Piräus entgegen gezogen, wo sie in leichten Nachen Fahrten durch den Hafen veranstalteten, und gewöhnlich erst bei Anbruch der Morgendämmerung nach Athen zurückzukehren pflegten. Byron fühlte sich durch den Auftritt, der jetzt seine Gedanken und geheimsten Wünsche weit mehr in Anspruch nahm, von der vorüber gehenden Lustfahrt abgezogen und trat mit Zograffo den Rückweg zur Stadt an, wo es in der Zwischenzeit etwas ruhiger geworden war. Die Kaffeehäuser hatten sich geleert, die letzten Lichter gingen aus, auf den Straßen wankten nur noch einzelne verspätete Nachzügler. Mit heitern Grüßen empfing die freundliche Griechin ihren neuen Gast. Die drei Grazien hatten sich bereits zur Ruhe begeben. —

Obwohl der abenteuernde Reisende während der Dauer seines Aufenthaltes in Athen nicht unterließ, fortwährend Nachforschungen über das ihm interessante Mädchen anzustellen, so blieb dies doch für ihn verschwunden. Seine Stimmung ward dadurch mehr noch verdüstert, als es ohnehin geschehen sein würde, indem die älteste Tochter seiner Wirthin, Catinea, eine unverkennbare Neigung zu ihm gefaßt hatte, die Byron, wie immer, gegen seinen eigenen Willen stundenlang auf das heftigste erwiederte. Dann aber packte ihn wieder der schnelle Wechsel seiner Laune und der tiefe Kummer früh erlittener Herzenskränkungen mit einer so peinigenden Innerlichkeit, daß ein Dämon ihn zu beherrschen schien. Nicht allein hatte eine solche Störung Einfluß auf seine Gedanken, seinen Umgang, sein Betragen denen gegenüber, die ihn mit Liebe und zuvorkommender Achtung behandelten, auch sein Aeußeres zeigte sich gänzlich verändert. Die feine Blässe seines antik-schönen Gesichtes ward bleifarben und verlor gänzlich den duftigen Schimmer, der es in glücklichen Stunden überhauchte.

Mit unstätem Auge verwundete er Freunde und Bekannte durch einen einzigen Blick. Byron's funkelndes, grau-braunes Auge besaß eine vernichtende Kraft. Es lag ein Zauber in seinem Blick, der, so unheimlich er wirkte, doch etwas von jenem göttlichen Feuer verrieth, das der Sage nach den gefallenen Geistern eigen ist, und in seinen unglücklichsten Stimmungen mußte Jedermann den räthselhaften Menschen für einen jener erhabenen Sünder halten.

Catinea, die schöne Griechin, hatte die Allgewalt von Byron's Blick im ersten Moment seines Erscheinens gefühlt. Sie gehörte von Stund' an ihm zu eigen, und hielt nur um so fester an ihm, je gewisser es ihr ward, daß Byron gerade der Mann sei, der sie ewig unglücklich machen könne. Denn in dem Gefühl, das gewisse Opfer einer unseligen Leidenschaft zu werden, liegt ein geistiger Wollustreiz verborgen, der mit der höchsten Seligkeit ringen darf.

Ihre Liebe sagte Catinea bald, daß Byron in geheimer Stille noch eine andere, vielleicht sogar heftigere Neigung nährte. Sie war aber zu klug,

um mit ihm davon zu sprechen, wenn er, sie lieb-
kosend, zu ihren Füßen saß und es gern hatte, daß
sie mit dem warmen Druck ihrer zarten Finger ihm
die glänzenden Locken aus der Stirn strich. Oft
spielte sie die Cither, sang Lieder dazu und bat sogar
ihre Schwestern nach dem Tact ihres Spieles einen
griechischen Tanz aufzuführen, um die düstern Schat-
ten zu vertreiben, die um die Seele ihres Geliebten
rollten. Allein Byron war wohl im Moment glühen-
der Hingebung zu fesseln, das Streicheln von Catinea's
Hand konnte den Löwen zähmen, der in seinem Her-
zen gegen ihn selbst und die ganze Welt die Mähnen
emporsträubte; alle Künste der Erde aber hielten ihn
nicht ab, von ihrer Seite zu fliehen, die Ruinen des
Parthenon aufzusuchen oder halbe Tage lang auf
den Trümmern der Akropolis das blaue Meer zu
betrachten, in dem die Inseln, wie glänzende Sma-
ragde von goldenen Reifen umfaßt, sich zu schaukeln
schienen.

Eines Tages begegnete ihm auf einer dieser
Wanderungen der Suliot. Er war bewaffnet und

maß Byron mit hochfahrendem Blicke. Glücklicherweise befanden sich Derwisch und Zograffo in seiner Nähe, der zweideutige Grieche ging seines Weges und verlor sich bald aus dem Gesichte.

„Effendi,“ sprach Derwisch, „kennt Ihr den Mann?“

„Mich dünkt, ich sah ihn schon einmal.“

„Und ich habe seine Toffaika gehört,“ versetzte finster der Arnaute. „Dieser Suliot ist ein Klephte und stellt Euch nach dem Leben. Ihr müßt ihn beleidigt haben.“

„Possen,“ sagte Byron lachend, „wenn nicht ein Blick für eine Beleidigung gelten soll, so wüßte ich doch nicht, womit ich dem Menschen zu nahe getreten wäre.“

„Es konnte ein böser Blick sein, Effendi,“ versetzte bedeutungsvoll der Muselmann.

„Vielleicht begegnen sich auch Eure Wünsche zu sehr, wenn Ihr die Akropolis besucht,“ setzte Zograffo hinzu.

„Dann wird es gut sein, ich gehe mit einer stär-

keren Bedeckung aus," sprach Byron, „wenn ich es nicht etwa für gut befinden sollte, mit der Kriegssloop, die seit einigen Tagen in dem Hafen des Piräus liegt, ein wenig das Meer zu kreuzen. Auch Athen und seine Weiber werden langweilig, wenn man kein Alkibiades sein kann."

In seine Wohnung zurückgekehrt, unterrichtete er Catinea von seinem Vorhaben. Die schöne Griechin fragte niedergeschlagen, ob er wieder nach Athen zurückkehren werde.

„Sicherlich, mein holdes Kind, so lange Du mir treu bleibst."

„Nimm dies," sprach das Mädchen, „damit Du mich nicht vergißt," indem sie eine Locke ihres schönen Haares abschnitt und sie ihm lächelnd überreichte. „O ich weiß, daß Du mich nicht allein liebst — Du wärest sonst nicht so oft auf die Akropolis gegangen. Bessere Dich, Loser, und thue Buße, wenn Du wiederkommen wirst."

Byron ließ einen jener sonderbar unheimlichen Blicke auf Catinea fallen, die eben so Entzücken als

Entsetzen einflößten. „Bist Du eifersüchtig und hältst Spione?" fragte er, die erhaltene Locke in der Brust verbergend.

„Neugierde eines liebenden Mädchens, schöner Franke, bloße Neugierde! Mich interessirte der Suliot nicht weniger als Dich."

„So!" flüsterte mit zischendem Tone der gereizte Lord. Seine Hand faßte das ihm auf der Brust ruhende Medaillon Mary's; wie von einer Natter gestochen zog er sie zurück, zerraufte die Locke mit von Thränen getrübtem Lächeln und wandte sich schweigend, am ganzen Körper zitternd, von der erblassenden Griechin. — Zwei Tage später lichtete die Kriegssloop im Piräus die Anker und steuerte, Lord Byron nebst seinen Begleitern am Bord, nach den Küsten Kleinasiens. Catinea saß weinend zwischen ihren Schwestern, die sie vergeblich zu trösten suchten. Die Gruppe, welche sie bildeten, glich genau derjenigen, die den Wanderer am Weihnachtsabende so bezaubert hatte. Wider Willen nickten die Köpfchen mit den rothen, blaubesternten Mützchen, die Cithern

klangen, ein romanisches Liebeslied verhallte auf der Flur. Catinea aber war bleich und trostlos. Byron hatte ihr zum Abschiede nicht einmal die Hand gereicht. —

## 6.

In einer geschmackvoll und wirthlich eingerichteten Wohnung beim neuen Köschk am Sommerharem in Constantinopel hatte sich eine gemischte Gesellschaft Moslem und Franken eingefunden, um den schönen Tag in süßem Nichtsthun zu verleben. An der Rückseite des Hauses lehnte sich jener berühmte Lusthain alter Cypressen, hinter denen die hohen Mauern des neuen Serail empor ragen. Die Fronte dagegen sah auf die funkelnde Meerfluth des Bosporus, auf die mit feenhafter Farbenpracht geschmückten Küsten Asiens, an denen Scutari's weiße Häuser und Paläste, halb verdeckt von dem dunklen Laub der Cypressen, sich erhoben, und nach dem silberblau erglänzenden Spiegel der Propontis, aus dem gleich einer unterirdischen Sonne der Wiederschein des

kolossalen goldenen Halbmondes zurückstrahlte, welcher die prachtvolle Sophien-Moschee schmückt. Zahllose Kaiks, mit hellen Farben bemalt, tummelten sich auf der stillen Fluth, und trugen bald eine Gesellschaft heiterer Fremdlinge nach Asien hinüber, bald wortkarge Muselmänner.

Die Gäste in dem Wirthshause am neuen Köschk sahen diesem lebensvollen Treiben mit sehr gemischten Empfindungen zu. Die Türken, längst daran gewöhnt und von Natur wenig empfänglich für Eindrücke von Außen, begnügten sich, ihren Sorbet zu schlürfen und den aromatischen Rauch aus den langen Pfeifen zu trinken. Alle Fremde dagegen, deren es viele gab, schwelgten in dem Doppelgenuß der zauberischen Natur und den gaumenkitzelnden Leckereien des Orients, die ihnen hier in reicher Auswahl zu Gebote standen. Diese schlürften angenehme Kühlung in Gelee, das aus Rosen von Brussa bereitet war, Jene zogen das lindernde Gemisch aus Aprikosen von Damaskus vor. So fröhnte Jeder seinem eigenen Geschmack oder dem vorübergehenden Gelüst der eben

herrschenden Stimmung; denn auch diese bedingt Neigung und Abneigung für und gegen gewisse Speisen. Am gesuchtesten waren die Sorbet's und Gelee's aus ägyptischen Datteln, den Pandanusblüthen Arabiens und der gewürzreichen Amonumwurzel Indiens. Zwischen diesen leckern Süßigkeiten dufteten die wohlriechenden Wasser Yemens und Persiens, und angenehme Kühlung wehte aus dem gegenüber liegenden Brunnenhause.

Ein bekannter Mährchenerzähler hatte sein gewöhnliches Polster eingenommen im Kreise seiner üblichen Zuhörer. „Eine neue Geschichte," sprach er, als das erste Gläschen Sorbet genossen war und die Pfeife gehörig dampfte. „Wir hören," versetzten Einige aus seiner Umgebung, ohne die Augen von den blauen Dampfringen zu verwenden, die bedächtig, feierlich, als gälte es die Erforschung einer unschätzbaren Wahrheit, ihrem Munde entquollen. „Lang?" setzte ein Anderer fragend hinzu. — „Interessant?" fiel ein Dritter ein. „Jussuf spreche!" bedeutete ein Vierter mit beruhigender Handbewegung,

und das vorige Schweigen lag wieder über der Versammlung.

„Ihr habt gewiß schon einmal von mir oder einem andern Erzähler die wunderbare Geschichte gehört," begann Jussuf, „in welcher nachgewiesen wird, daß die Franken ein Mittel besitzen, den Teufel zu sich zu rufen und für Aufopferung der paradiesischen Freuden alle Lüste der Erde zu genießen. Ferner kennt Ihr auch den Hellespont und die reißende Strömung der Wogen in jener Meerenge. Dort hat jüngst ein vornehmer Franke bewiesen, daß ihm der Teufel in allen Gliedern sitzt."

„Hm!" versetzten die Türken beinahe unisono und sogen mit andächtigerer Inbrunst den Rauch aus ihren Röhren.

„Ein Franke kommt nämlich von Troja herauf bei Abydos an," fuhr der Erzähler fort, „und hört daselbst die alte Sage von jener thörichten Liebe eines Jünglings zu einer schönen Jungfrau, die er täglich jenseits des Meeresarmes an den Fenstern ihres Schlosses stehen sieht. Das liebreizende Mädchen zu

besitzen stürzt er sich in den Hellespont und schwimmt hinüber. Das erstemal hilft ihm Jugendkraft und Liebessehnsucht, beim zweiten Versuche reicht ihm der Teufel noch den kleinen Finger, in der dritten Nacht aber gibt er ihm eins in's Genick, daß er ersoff. — Jener Franke hört, wie gesagt, die Geschichte und schwört, er vermöge das Wagstück auch ohne die Erwartung auf entzückenden Liebesgenuß zu vollbringen, stürzt sich in die Fluth und schwimmt wie eine Löffelgans nach Sestos hinüber. Alle Anwesenden sahen aber deutlich, wie ein schwarzer Rabe über dem Haupte des Schwimmenden fortschwebte, und dieser selbst beim Landen auf einem Fuße hinkte. Andere Augenzeugen haben bemerkt, daß jener Franke ein außerordentlich schöner Mann mit furchtbar glänzenden Augen und einer sehr weißen, hohen Stirn war. Dies Alles nun, meine Brüder, beweist, daß die Franken wirklich mit dem Teufel sich verbinden können. Es geschieht jedoch immer unter der Bedingung, daß sie einen ihrer Füße gegen eine Papusche des Bösen vertauschen. Und dieser Freund des Teufels,

meine Brüder, wird in kurzer Zeit hier erscheinen, um sich auf jener Fregatte einzuschiffen, die Ihr dort auf den goldgrünen Wellen auf- und niedersteigen seht."

„Gott ist Gott!" riefen die Muselmänner, nur Einer, etwas skeptisch gesinnt, strich sich mit der linken Hand seinen schönen Bart, umfaßte ihn dann und bog ihn so in die Höhe, daß die Spitzen desselben mit seiner Nase in gleiche Linie zu stehen kamen. Diese betrachtend und schlau lächelnd, sprach er zu Jussuf: „Ist das auch wahr?"

„Bei dem Barte meines Vaters!" schwur der Erzähler. „Noch weit mehr sogar, als ich gesagt habe, hat sich dabei zugetragen. Denn wenige Tage später wurde derjenige Fischer, welcher den satan-befreundeten Franken mit seinem Kahne auf der Schwimmparthie begleitete, todt am Strande gefunden, ein sicherer Beweis, daß der Teufel Niemand eine Gefälligkeit erzeigt, ohne sich dafür durch die Erlangung einer Seele bezahlt zu machen."

„Gott ist nur Einer," murmelten die Türken

abermals unisono, der Zweifelnde aber schüttelte sein Haupt, blies den Rauch auf die Spitze seines aufwärts gekrümmten Bartes und sprach: „Allah bestraft die Lügner!"

„So wahr ich in den Freuden des Paradieses schwelgen werde," betheuerte Jussuf, „jede Sylbe ist lauter wie die Flamme eines Opals!"

Die Ankunft mehrerer Fremden unterbrach das Gespräch. Einer derselben hinkte, es war Byron. „Effendi," redete ihn Derwisch an, der schon längere Zeit auf den Lord gewartet, „Euer Ruhm erfüllt die Ohren der Gläubigen; so eben hörte ich die Geschichte Eures Ueberganges über den Hellespont aus dem Munde dieses Mährchenerzählers."

Byron wendete sich um und sein Gesicht, beinahe fortwährend von Schwermuth verdüstert, überflog das Lächeln der Eitelkeit. „Das ist gut, Derwisch," versetzte er, „wenn man zur Zerstreuung und Erheiterung der Menschen beiträgt, so hat man sehr viel gethan und den gerechtesten Anspruch, von den Pro-

sanen heilig gesprochen zu werden. Ist Fletcher noch nicht hier?"

„Er sorgt für die Einschiffung Eurer Effecten, Effendi."

„Ist er es?" flüsterte der muselmännische Zweifler.

„Er ist es!" sprach Jussuf, „und er hinkt!"

„Ein schöner Mann," meinte der Ungläubige. „Ich möchte ihn nicht am Fenster meines Harems vorübergehen lassen; denn sicherlich kümmert sich auf Erden Niemand mehr um den Teufel als die Weiber."

Ein Kaik flog pfeilschnell über die Fluthen des Bosporus an die Küste. Außer den Ruderern saßen noch drei Männer darin, die jetzt ausstiegen und durch den Cypressenhain auf Gulnache (das Haus der Rosen) zugingen, um auf einem Umwege die Wirthschaft am neuen Köschk zu erreichen.

„Seine Herrlichkeit ist also wirklich nach den Prinzeninseln gesegelt, um dort zu baden und, wie Sie behaupten, Himmel und Meer, in träumerisches Sinnen versunken, anzusehen?"

„Gewiß," versetzte Zograffo. „Sein Geist, meinte er, bedürfe einer solchen erheiternden Zerstreuung."

„Das mag Gott wissen," fiel Fletcher ein. „Zerstreuung! — Heilige Barmherzigkeit! Kommt wochenlang nicht ordentlich zu sich und sucht immer noch mehr Zerstreuung! Wenn das so fort geht, werden Sr. Herrlichkeit Gelder, Besitzungen, Gedanken und zuletzt Mylord selbst sich ganz und gar zerstreuen, und alsdann möcht' ich den sehen, der einen so zerstreuten Lord wieder wird sammeln helfen."

„Sie verstehen ihn nicht," sagte der Kapitain, „und sollten sich schon als Diener jedes Urtheils über Ihren Herrn enthalten."

„Glauben Sie denn, Sir, daß mir etwas daran gelegen ist, über meinen gnädigen Herrn zu sprechen?" versetzte Fletcher. „Gott soll mich bewahren! Ich ehre, ich liebe ihn; ich will gern mein Leben für ihn lassen, denn er ist immer gnädig und nachsichtig gegen mich gewesen, wenn ich ihn dadurch nur glücklich machen könnte! Fragt mich aber Jemand um den Grund von Sr. Herrlichkeit Schwermuth, so muß

ich sagen, was ich denke. Das ist Pflicht eines Dieners. Und Mylord hat manchmal entsetzliche Gedanken."

„Wie das?" fragte der Kapitain.

„Ja, Sir, das ist schwer zu sagen," fuhr Fletcher fort. „Wenn er so allein im Meere gebadet hat und nach einem Felsen hingeschwommen ist, um von ihm herab ganz nichtsthuerisch die Luft anzusehen, und ich ihn dann frage, was er denn davon haben kann? so antwortet er mir in seiner wehmüthig-scherzhaften Weise: „Fletcher, mein Junge, ich bestehle den Schöpfer." Eine solche Rede würde ich sündlich finden bei einem ordinairen Menschen, so aber darf ich nur den Kopf schütteln. Mylord ist einmal ein ganz sonderbarer Mensch, vollends seit er in der Höhle von Delphi vom Moderdunst betäubt wurde und später in Athen einen ärgerlichen Trödel mit einer hübschen Griechin hatte, wie ihm das allerwärts geschieht. Von Stund' an ward er entweder ausgelassen heiter oder so düster, als hätte er den Spleen. Dann leuchten seine Augen fürchterlich, er lächelt so hin-

reißend, als ob Gott und der Satan zugleich in ihm wirthschafteten, und hält der Paroxismus an, so geht's auch an ein Schreiben. Ich hätte — verzeih' mir's Gott — lebensgern etwas von diesen Nachtgedanken gelesen, aber Sr. Herrlichkeit Hand ist, wie Alles bei meinem Herrn, zu außerordentlich! Ein Mensch mit blos einfachem Verstande kommt nicht dahinter."

Der Kapitain schüttelte ungläubig den Kopf und trat in das türkische Kaffeehaus, wo Byron die Ankommenden freundlich begrüßte, sich mit Fletcher überaus zufrieden bezeugte und den wiederholten Aufforderungen des Ersteren, an Bord zu kommen, mit einigem Widerstreben endlich Folge leistete. Unterwegs erzählte er, was Derwisch ihm mitgetheilt und was ihn in die heiterste Stimmung versetzt hatte. Der Kapitain mußte eine ausführliche Beschreibung der abenteuerlichen Schwimmparthie durch die Strömung des Hellespont anhören, auf die sich Byron unsaglich viel zu Gute that. Als tragisches Anhängsel erzählte er dann auch noch die Veranlassung von dem Tode des türkischen Schiffers, der ihn auf seiner

Schwimmparthie in einem Kahne begleitet hatte. Als ihm nämlich Byron für die sorgsame Pflege, die ihm die Frau des Schiffers unmittelbar nach der Wassertour hatte angedeihen lassen, einige kleine Geschenke zuschickte, fand der Türke es anständig, sich persönlich bei dem freigebigen Franken zu bedanken. Er bestieg deshalb seinen Kahn, um nach Asien überzusetzen, wohin Byron zurückgekehrt war. Unterwegs ereilte ihn aber ein Windstoß, warf den Nachen um und begrub den armen Türken für immer in den Hellespont. „Die arme Frau des Ertrunkenen," schloß Byron, „war ganz außer sich vor Schreck und Gram, erstaunte indeß noch weit mehr, als ich ihr einige Pfund Sterling und die Verheißung meiner ferneren Unterstützung zusendete. Dankend sank sie auf die Knie und pries laut die Größe des Propheten und die Güte Allah's. Denn die Türken, Sir, sind ein durchaus religiöses Volk, im Allgemeinen viel besser als wir Christen. Wenn ein Muselmann betet, so heuchelt er nicht, wogegen bei betenden Christen erst durch Differenzial- und Integral-Rechnung genau

ermittelt werden kann, was an ihrer Demuth dem Herzen, was der religiösen Kokettерie angehört. Es ist schmachvoll, aber wahr! Und darum hält mich schon die Furcht, nicht aufrichtig zu sein, vom Beten zurück."

Der Kaik legte am Fallreep an, Bekannte winkten und grüßten vom Verdeck herab. Die Matrosen standen schon am Gangspill, um auf das erste Commandowort des Kapitains den Anker aus dem Grunde zu winden. Ein günstiger Wind, der mit Sonnenaufgang eingetreten war, ließ den Kapitain nicht länger zaudern; nach wenig Minuten hob sich die Fregatte unter der Last ihrer Segel und schoß aus der Meerenge der sonnenbeglänzten Propontis zu. Das prachtvolle Stambul mit den zahllosen weißen Minarets und den vergoldeten Kuppeln der Moscheen verbarg sich bald hinter den Schatten seiner Cypressen- und Olivenwaldungen, dagegen traten die Gebirge Kleinasiens in deutlicheren Umrissen aus dem blauen Duft der Ferne.

Unser Freund lehnte nach seiner Gewohnheit am Stern der Fregatte und sah bald in das schäumende

Kielwasser, bald hinüber nach der türkischen Kapitale. Der Kapitain trat zu ihm, indem er theilnehmend sprach: „Was suchen Sie, Mylord, mit so unruhigem Auge?"

Byron wandte sich schnell um, fuhr mit seiner weißen Hand über die Stirn und erwiederte ziemlich zerstreut: „Gedanken, Sir, muntre Gedanken."

„Muntre Gedanken?" wiederholte der Kapitain.

„Zum Teufel, ja!" fuhr Byron heftig auf. „Das schwarze Meer hat meine Phantasie geschwärzt, und in düstern Hallen befinden sich heitere Kinder nicht wohl."

„Sie sprechen so räthselhaft, Mylord, daß ich um eine deutlichere Erklärung Ihrer Worte bitten würde, müßte ich Ihnen damit nicht zudringlich oder unbescheiden erscheinen."

Byron richtete sich hoch auf, sah den Fragenden ironisch lächelnd an und rief dann bitter aus: „Dabei soll nun ein Mensch heitere Gedanken haben! O über Euch Engländer! Ueber Euch Männer der Gebräuche! Bis an's Ende der Welt, glaub' ich, könnte man

reisen, ohne die Fadheit unserer nichtssagenden Sitten unterwegs abzulegen. Lieber Freund, mich ärgert unsere Civilisation."

„Ist dieser Aerger die einzige Frucht Ihres Aufenthaltes im Orient?"

„Bei Gingo! — wie die Irländer sagen — es wäre hinreichend," erwiederte Byron, „doch kann ich Sie versichern, daß ich noch über Verschiedenes unerwartete Aufschlüsse erhalten habe, wovon Sie hören sollen, wenn ich gerade in plauderhafter Weiberlaune sein werde."

„Lassen Sie ihn nicht los," sagte Hobhouse, der mit der Fregatte nach England zurückkehren wollte. „Unser Freund besitzt die Eigenheit, das oft am hartnäckigsten zu bestreiten, was er stillschweigend für das Rechte anerkennt."

„Darin bin ich blos ein Engländer," versetzte Byron mit einer leichten Verbeugung, „und freue mich, in Ihnen meine werthen Landsleute zu erblicken."

Der Kapitain lachte. „Es ist nur gut," sagte

er, „daß Mylord, ungeachtet seines Abscheu's vor der Civilisation, doch selbst noch immer an ihr festhält. Hoch gesteigerte Cultur hat freilich ihre Schwächen und wird gewählt, oft sogar mißmuthig, wie ein fein gebildeter Geist, der auch an der Alltagskost des Umgangslebens keinen Geschmack mehr finden kann. Dennoch möchte ich diese leicht zu verschmerzenden Schwächen unserer abendländischen Civilisation nicht mit der blutigen Barbarei des Morgenlandes vertauschen, die romantisch anziehend sein mag, nicht aber still und dauernd beglückend."

„Wir lassen im Allgemeinen dem Morgenlande keine Gerechtigkeit wiederfahren," versetzte hierauf Byron. „Mit dem Worte „Barbarei" glauben wir den ganzen Orient abgethan zu haben, ohne zu bedenken, daß in dieser verachteten Barbarei dem Einzelnen weit mehr Spielraum zu seiner eigenen menschlichen Vervollkommnung gegeben ist, als in unserm christlichen Abendlande. Ich meines Theils hasse den Menschen, der nicht als Charakter im Leben fußt. Nun gehen Sie einmal durch die Rout's unseres

Westend's und suchen Sie sich einen einzigen Mann, der als Charakter mit dem geringsten Kaffeehauswirth in Stambul wetteifern kann. Selbst Eure politischen Charaktere sind bloße Schwämme, die höchstens dann wirklich in's Gewicht fallen, wenn der Wind scharf und anhaltend westlich weht. Eine Civilisation, welche den Eigengedanken, das Selbstgefühl, kurz die Originalität des individuellen Menschen zu einem Parfüm zerreibt, worin jeder klingelnde Narr sich nach Belieben die Hände waschen kann, ist die trostloseste Barbarei, die ich kenne. Was thut's, daß sie nicht blutgierig aussieht! Dafür erscheint sie bleich, gespenstisch grau, und mordet heimlich wie der Vampyr. Mir ist Blut und offener Mord lieber, denn man kann sich dagegen schützen; ein Mord durch Lächeln und kalte Complimente dagegen spottet aller Waffen, die uns eine edle Männlichkeit in die Hand gibt. Und das, Freund, macht mich trübe, unfreundlich, toll. Das drückt und peinigt mich, weil die feile Tugend der Gesellschaft die Tugend meines menschlichen Freiheitsstrebens mit einem Kuße erstickt.

Das ist's, was ich unter diesem Himmel gelernt habe, und wenn ich, darüber nachdenkend, an trüben Gedanken leide, so vergessen Sie nicht, daß ich lahm bin. Gebrechliche neigen zur Satyre; sie sind geborene Weltverbesserer, weil sie selbst unverbesserlich sind."

Byron stand auf und ging, als wolle er den Anwesenden einen Beweis seiner Lahmheit geben, einigemal das Verdeck auf und nieder. Lächelnd blieb er vor dem schweigenden Kapitain stehen und sprach: „Noch keine Antwort? Sind Ihre civilisirten Gedanken wirklich so friedfertig, daß sie einen Gang mit meinem unbarmherzigen Barbarenthum fürchten?"

„Ich finde in Ihren Aeußerungen eben so viel Wahres, als persönlich Capriciöses," erwiederte der Kapitain, „daß ich es für unmöglich halte, auf Ihre Ansichten auch nur den geringsten Einfluß zu üben."

„So lassen Sie es doch auf einen Kampf ankommen."

„Nein, Mylord, das wäre ein unehrlicher Kampf. Meinung gegen Meinung entscheidet hier nichts, die

Zukunft des geschichtlichen Völkerlebens kann allein den Ausschlag geben."

Byron hatte sich neben Hobhouse gesetzt, der schweigend dem Gespräche zuhörte. Neben ihm auf der Bank lag ein türkischer Dolch. Byron griff darnach, zog ihn halb aus der Scheide und betrachtete mit einem auffallend-seltsamen, fast furchtbaren Blicke die scharfe Waffe.

„Nun, Mylord? Jetzt ist die Antwort an Ihnen," sprach der Kapitain. — „Was denken Sie denn wieder?"

„Ich? — O nichts! Ich suchte mir nur eben die Stimmung eines Menschen deutlich zu machen, der einen Mord begangen hat."

„Da hören Sie's selbst," sprach Fletcher, der auf einem Wasserfasse saß, „soll ich bei solchen Reden nicht für den Verstand Sr. Herrlichkeit zittern?"

„Halten Sie denn eine solche Erfahrung für wünschenswerth?" fragte der Kapitain.

„Gewiß," versetzte Byron, „wie jede Erfahrung. Es ist ja ohnehin noch unerwiesen, ob nicht gerade

die bittersten, schmerzlichsten Erfahrungen deshalb für den Menschen die glücklichsten sind, weil sie doch nothwendig am meisten zu seiner Läuterung beitragen müssen. Nehmen Sie an, es mordete Jemand zum Studium, nicht etwa aus Grausamkeit oder Rachsucht, sondern blos, um alle Stadien der schmerzgefolterten Seele in sich durchzuleben, die unheimlichsten Leidenschaften, die verstecktesten Höllentiefen jedes heiß klopfenden Herzens an seinen eigenen mit Bewußtsein begangenen Sünden kennen zu lernen — meinen Sie nicht, daß dies eine Aufgabe wäre, die schon ihrer ungeheuren Größe halber Denjenigen vergöttlichen würde, der sich ihrer Lösung unterzöge? Unsere Civilisation, unser Begriff von Moral, unsere Angst vor allem Gewaltigen halten uns jederzeit von einem solchen Unternehmen entfernt, obwohl ich es thöricht und unrecht finde. Ein plumper, brutaler Mord ist erbärmlich, nur eine feige Memme wird ihn begehen; ein systematischer Todtschlag aber, den der Denker verübt, um psychisch das Gewicht der That in sich zu ermitteln, sollte eher belohnt als bestraft

werden. Hölle und Allah! was für nie geahnte Worte müßte uns ein Dichter zurufen können, an dessen Feder Blitze der Leidenschaft, Flammen der Reue funkelten! Das würde nicht mehr das Gezischel eines stümpernden Tropfes sein, nein, die ganze Hölle flammte auf, während der verzeihende Gott selbst in der Majestät der Friedens mitten hindurch schritt."

„Das sind wirklich Gedanken," fiel Hobhouse ein, „vor denen das ganze Abendland sich entsetzen würde."

„Freilich," fuhr Byron fort, „und zwar aus keinem andern Grunde, als weil es sich vor jedem großartigen Charakter fürchtet. Im Orient darf man solche Gedanken aller Orten aussprechen, Niemand erschrickt darüber, Niemand fürchtet deshalb Nachts ermordet zu werden. Ein Beweis, daß hier Tausende Alles schon durchgelebt haben, wozu ein Mensch vermöge seines freien Willens befugt ist. Trägt es hier keine ersprießlichen Früchte, so liegt dies an dem Mangel jener Intelligenz, die uns zu

eigen gehört, und die allein schon zu einem freien Schalten mit den Kräften unserer Seele berechtigt. Die Moralisten nennen das Sünde, ich aber, der ich nicht schlimmer bin als Andere, nur ein wenig kecker, ich heiße es Studium der Gottheit. Oder meinen Sie wohl, daß Gott ohne ähnliche Studien eine Welt aus dem Chaos würde erschaffen haben?"

„Wunderlich, wunderlich!" sprach der Kapitain. „In Altengland möchte ich aber solche orientalische Einfälle nicht einmal im Scherz bekannt werden lassen."

„Traurig genug," versetzte Byron. „Wenn unsere gegenwärtige Bildung nicht reif genug ist, um solche auf flacher Hand liegende Thesen zu verdauen, so ist sie entweder noch ganz unreif, oder schon verdorben, und eine Inoculation orientalischen Thatendranges auf den fein fühlenden Lebensbaum der occidentalischen Intelligenz, würde offenbare Wunder thun. Und so sage ich nochmals: Ich möchte einmal lebensgern die Gefühle eines Mörders in mir durchleben."

Byron stieß den Yataghan wieder in seine Scheide und schleuderte ihn weit über Bord in's Meer, als wolle er die bloße Möglichkeit, seine Gedanken auszuführen, von sich entfernen. Ohne auf eine Erwiederung von Seiten Hobhouse's oder des Kapitains zu warten, breitete er seinen Mantel am Mittelmast aus und legte sich platt auf das Verdeck, um so recht ungestört in den Reizen der paradiesischen Küstenländer und dem durchsichtigen Aether des Himmels schwelgen zu können. Als die Fregatte bei Sestos vorüber flog, erhob er sich wieder, ein stolzes Lächeln verklärte sein Auge und abermals mußten seine Freunde die ausführliche Erzählung jener Heldenthat anhören, auf die er sich stets eifersüchtig eitel erwieß. Fletcher verfehlte bei einer solchen Gelegenheit niemals, die Lust seines Herrn an dem siegreich vollbrachten Wagstück dadurch abzudämpfen, daß er den traurigen Tod des türkischen Schiffers in Anregung brachte, der ohne die Schwimmwuth Sr. Herrlichkeit, wie er behauptete, nicht erfolgt wäre. „William hat sehr Recht," erwiederte Byron auf die klägliche Rede des

armen Fletcher's, „der Türke wäre eben so wenig ertrunken, als eine junge Frau die eheliche Treue bricht, wenn ihr nicht der Teufel in Gestalt eines hübschen, jungen Mannes Herz und Sinne befängt."

Mit frischem Wind durchschnitt die Fregatte schnell die Wogen des Hellespont und trat in die wechselndere Strömung des ägeischen Meeres. Byron beabsichtigte nochmals nach Griechenland zu gehen und wünschte deshalb auf der Insel Zea ausgesetzt zu werden, um von dort aus Athen zu erreichen. Eine unbestimmte Sehnsucht trieb den Ruhelosen an die ihm von Jugend auf befreundeten Küsten, denn noch immer winkten ihm Bild und Traum heimlich zu. Er glaubte Unersetzliches sich entschwinden zu lassen, wenn er nicht dem Zuge seines Herzens folgte, obwohl er peinigenden Stunden entgegen sah. Es gibt aber Gemüther, und wir dürfen sie für die edelsten halten, die aller Wandelungen ungeachtet, denen sie unterworfen sind, doch keinem Schmerze ausweichen. Gehörte Byron zu diesen Unglücklichen, so lag darin

schon eine genugsame Erklärung der auffallenden Aeußerungen, die wir ihn aussprechen hörten.

Gegen Abend segelte das Schiff an Zea vorüber. Byron ward mit seinen Dienern ausgeschifft, und ein drückendes Gefühl der Einsamkeit ergriff ihn, als die Fregatte im Purpurglanz der untergehenden Sonne über die gipfelnden Wogen weiter zog und bald seinen Blicken entschwand. Zwei Tage später befand er sich wieder in Athen, doch vermied er, seine vorige Wohnung wieder zu beziehen. Eine Art Villa am Kephisus, einsam, aber reizend gelegen, von der aus er unbeobachtet die ganze Umgegend Athens besuchen konnte, reichte zu seiner Bequemlichkeit hin und befriedigte vollkommen seine geringfügigen Bedürfnisse.

## 7.

„Habt Ihr den herrischen Franken gesehen?“ fragte barsch und mürrisch ein breitschultriger Suliot die jungen Athenienserinnen, bei denen Byron vor Jahresfrist gewohnt hatte. „Vor etwa einer Stunde muß er hier vorüber gekommen sein. Er ist lange

Zeit krank gewesen und sieht noch sehr bleich aus — was ihr Weiber interessant nennt. Wie es scheint, ist ihm während des Fiebers Euer Bild wieder in's Gedächtniß gekommen."

„Es ist Neugier, nicht Liebe, Marko," versetzte Catinea, an einem Gürtel stickend, wobei die Schwestern ihr halfen. „Die Männer scheinen es so in der Art zu haben, die Opfer ihrer Selbstsucht in Zwischenräumen wieder einmal aufzusuchen, um dann lächelnd zu einem neuen Bekannten sagen zu können: sieh, das thörichte Kind ließ sich auch einmal närren! Als der Fremde hier wohnte, machte er mich in der That glauben, er liebe mich. Er besang mich sogar, denn er schrieb oft Verse. Ich besitze das Lied noch und habe es oft genug zur Guitarre gesungen."

„Soll ich Euch rächen?" fragte der Suliot.

„Rächen?" wiederholte Catinea. „Geht, Marko! Ihr begreift meine Liebe nicht und seid eben auch wie die Andern. Rächt unsere Schmach an den Türken, wenn Ihr Blut sehen müßt, und sucht lieber die Franken zu gewinnen, als uns abgeneigt zu

machen! Es gefällt mir nicht, Marko, daß Ihr noch immer das Räuberleben fortsetzt. Gibt es nichts Besseres zu thun für einen Mann?"

„Jetzt nicht, Catinea," erwiederte der Grieche. „Mein herumziehendes Leben übt in den Waffen und härtet ab. Das ist gegenwärtig genug."

„Wo geht Ihr hin, Marko?"

„Auf Kundschaft! Der lahme, bleiche Franke streift in einer Gegend herum, die mir allein gehört. Treff' ich ihn dort, so werd' ich mich rächen, da Ihr nun doch einmal so sanftmüthigen Herzens seid. Auf Wiedersehen!"

Catinea warf einen langen, fragenden Blick auf den Fortgehenden. „Marko wird mir furchtbar," sprach sie. „Er gleicht unserm vorjährigen Gaste, wenn er zürnt, so auffallend, daß ich zusammen schrecke. Darum soll er auch diesen Waffengürtel haben, wenn der Franke mich wirklich ganz vergessen hat." —

Während dies Gespräch in Athen geführt ward, ritt Byron, von Derwisch und Zograffo begleitet, an

der Küste des Meeres auf das Kap Colonna zu, in dessen Nähe er zu baden pflegte. Verspätete er sich auf solchen Ausflügen, so übernachtete er in der ersten besten Fischerhütte oder legte sich unter einen überhangenden Felsen. Zuweilen brachte er auch die ganze Nacht wachend und auf einer Klippe sitzend zu, während seine geringe Bedeckung sich sorglos der Ruhe überlassen durfte. Vertraut mit dem stürmischen Element, gefiel er sich darin, oft Stunden lang mit Fluth und Brandung zu ringen, und schwimmend die nahe gelegenen kleineren Klippen und Inseln zu besuchen, um dann, einsam am Strande sitzend, die Sonne versinken und den Mond über dem Vorgebirge herauf steigen zu sehen. Dann stürzte er sich wieder in die Fluth, die ihn im glänzenden Feuerschein umspielte, und schwamm nach dem Festlande zurück. Das nannte Byron sein phantastisches Flammenbad. „Man muß die Einbildungskraft zu Hilfe nehmen,“ sagte er, „wenn unsere Natur die wirkliche Gluth nicht vertragen kann. Ich fühle immer das Bedürfniß, mich in Blitzen zu baden,

und ein unaussprechliches Wohlbehagen durchzuckt mich, sobald die Welle wie sprühendes Feuer um mich aufleuchtet. Könnte ich doch mein ganzes Leben in Einem blendenden Blitze concentriren, der im Entstehen zündete, Alles überglänzte und so unendliches Licht ausströmte, daß nach seinem Erlöschen eine tiefe, grauenvolle Nacht zurück bliebe! Das hieße alle Göttlichkeit innigst mit der ihr feindlichen Gewalt vereinigen und wäre ein Ersatz für einen Menschen, wie mich, dem nichts genügt, dem Alles schaal dünkt."

An jenem Tage, wo der Suliot mit Catinea zusammen traf, hatte Byron nach einem starken Ritt abermals im Meere gebadet. Die Luft war so warm, das Meer so außergewöhnlich ruhig, daß er mit entschlossenem Arm nach der kleinen Insel Makronisi, deren waldige Klippen und Schluchten seeräuberischen Griechen zum Schlupfwinkel dienten, hinüber schwamm. Die Sonne war schon untergegangen, als er sie erreichte, er fühlte sich aber doch so ermattet, daß er längere Zeit rasten mußte. Ueber dem Kap

stand der Mond, dessen Silberlicht Meer und Land mit wunderbarem Dämmerglanz überströmte. Am Strande murmelte die Brandung, die, von der steigenden Fluth gehoben, immer stärker aufsprützte und bald einen weißen Schaumgürtel um die Insel knüpfte. Der Wind erhob sich und wehte vom Festlande herüber Byron gerade entgegen. Er durfte nicht länger säumen, wenn er sich nicht unvermeidlicher Gefahr aussetzen wollte. Entschlossen warf er sich in die Fluth und bezwang glücklich die ihm entgegen stürzende Brandung. Die starke Strömung aber trieb ihn, wie heftig er auch dagegen kämpfte, weiter landabwärts; dazu erhob sich der Wind stärker, die Fluth war noch im Wachsen, den Schwimmer verließen die Kräfte. Welle nach Welle stürzte über ihn her, er konnte sich nicht mehr über dem Wasser erhalten. Mit der sinkenden Kraft schwand auch die Besinnung; ein dumpfes Brausen betäubte den Ermatteten, bis mit der letzten Handbewegung das Bewußtsein ihn gänzlich verließ. —

Nach langer Besinnungslosigkeit drängten sich ent-

setzensvolle Bilder in seinem dumpfen Gehirn. Engel und Dämonen würfelten mit Mädchenherzen um seine Augen, die Dämonen gewannen, seine Augen wurden ihm genommen, er war blind. Jetzt hörte er nur, wie beide Parteien sich um den Besitz seiner Seele stritten. Die Engel wollten sie auf dem Hauch ihres Mundes entführen, während die Dämonen darauf bedacht waren, sie an ein unermeßlich langes, unendlich dünnes Haar zu binden und in Einem Augenblicke durch die Weiten der ganzen Schöpfung zu schleudern. Da begann es wieder vor seinen Augenhöhlen zu dämmern, die Bilder verschwanden, die Lider öffneten sich und der erstaunte Blick fiel auf die spiegelglatte See, die, überspannt vom blauen Himmelsbogen, einer unermeßlichen, sonnenbeglänzten Ebene glich. Aus der Ferne aber in melodischem Beben klang eine sanfte Musik durch die Wipfel der Bäume. Palmblätter schatteten über ihm, der Granatenbaum streute seine duftenden Blüthen auf ihn herab, bunt beschwingte Vögel flatterten durch den reinen Himmelsraum. Castagnetten schnalzten hinter

einer Wand blühender Cactus, er hörte das Schlürfen tanzender Paare, oft von scherzendem Gelächter unterbrochen.

Mehr als dies Alles aber erschreckten und entzückten ihn zu gleicher Zeit zwei dunkle, warme Augensterne, die ihn so sonnig anleuchteten, daß sich sein Mund unwillkürlich zum Lächeln verzog. Weiche, warme Lippen berührten im leisen Kuß die seinigen, volle Arme umschlangen ihn, er fühlte das bange Herzklopfen eines liebevoll besorgten Mädchenbusens.

„Er lebt! Er kommt wieder zu sich!" hörte Byron eine zarte Frauenstimme flüstern, und in Furcht, der bezaubernde Traum möge verschwinden, schloß er abermals die Augen. Ein leise gesummtes Lied bewog ihn zu unmerklichem Blinzeln. Deutlich erkannte er jetzt über sich gebeugt ein reizendes Mädchen, in der prachtvollen Kleidung, welche den Inselgriechen eigen ist. Aus goldgesticktem Mieder quollen die weißesten Schultern, der vollste jugendliche Busen. Das liebliche Oval des schönen, etwas bräunlich angehauchten Gesichts, durch eine Mischung von Furcht,

Luſt und ſchwer verhaltener Leidenſchaftlichkeit wunderbar belebt, lag ſo nahe über ihn gebeugt, daß der ſüße Athem ihres halb offenen Mundes wie Flammen auf ſeinen Wangen brannte. Die ſchwarzen Flechten, in offene Locken ausgehend, waren durch einen turbanartigen Kopfputz zuſammen gehalten, den ein blaues Band umwand. Der zarte Fuß der holden Geſtalt, in goldgeſtickten Sandalen ruhend, welche die Weiße der Haut noch mehr hervorhoben, zerknitterte die blaßrothen Blüthen einiger Convolvuli, die um ſein Lager blühten. Byron konnte nicht mehr zweifelhaft bleiben. Er ſah das Mädchen ſelbſt in blühender Lebensfülle vor ſich, das ſchon einige Male ſeine Neugier, ſeine Wünſche, ſein Herz mit den widerſprechendſten Empfindungen geneckt hatte.

„Theakita!“ rief er, ſich von ſeinem Lager erhebend.

„Ich bin's!“ lächelte ihm mit offenem Liebesblick die Griechin an. „Meine Wünſche ſind erfüllt, das Glück hat Dich mir gegeben. Wie die Purpurmuſchel von der Fluth an den Strand geworfen wird, ſo

spülte die Fee Aphrodite Dich mir zu Füßen, kalt und todt! Nur mein Auge, meine Küsse haben Dich wieder in's Leben gerufen."

„Du warst also unter den Engeln, die meine Seele im Himmelsäther wiegten? Sprich, Theakita, wer bist Du? Wer ist der finstere Mann, der Dich verfolgt und ein Recht an Dich zu haben scheint?"

„Still!" bedeutete das Mädchen, mit weicher Hand ihm den Mund schließend. „Wenn Du folgst, sollst Du Alles erfahren. Jetzt erhole Dich erst, Du bist in Sicherheit, und einige Tage dürfen wir uns sorglos unsern Neigungen überlassen."

Ein Wink von Theakita genügte, die sanfte Musik wieder ertönen zu lassen, die indeß keineswegs so wunderbar schön war, als es Byron im Halbschlummer geschienen. Es waren einfache Melodieen, auf der Guitarre vorgetragen, wie sie griechische und türkische Fährleute zn ihrer eigenen Erheiterung kunstlos zu spielen pflegen. Auch bemerkte jetzt Byron ein freundliches Haus, hinter Oliven und Platanen versteckt. Alles deutete auf Wohlhabenheit. Nöthiges

und Ueberflüssiges war reichlich vorhanden, nur der Geschmack schien dem Besitzer zu mangeln. Alle Geräthschaften und Möbeln sahen aus, als wären sie den verschiedensten Ländern, selbst vergangenen Jahrhunderten entlehnt. Dies erregte Byron's Aufmerksamkeit, und als Theakita sich wieder bei ihm einfand, mit Sorbet und eingemachten Früchten, erfuhr er mit leichter Mühe, daß Alles, was er um sich sähe, ihr selbst gehöre. Ihr Vater war jüngst auf dem Meere gestorben, wo er das einträgliche Gewerbe eines Freibeuters getrieben hatte.

Byron's Freisinnigkeit war auf seiner Reise so geläutert worden, daß ihn diese Entdeckung nicht überraschte. Weit eher fühlte er sich in seiner Denkungsart dieser orientalischen Sittenfreiheit verwandt, und da ihn die schöne Griechin offenbar liebte, so konnte es ihm ganz angenehm sein, während dieses beglückenden Intermezzo's — mochte es nun längere oder kürzere Zeit dauern — ohne irgend eine Sorge für das Zeitliche nur dem Genusse zu leben. Er erfuhr jetzt gesprächsweise, daß Theakita, die schon

während der Lebzeiten ihres Vaters den Sulioten Marko Bozzaris gekannt hatte, von diesem genöthigt worden sei, ihn auf einem Streifzuge durch die Gebirge Akarnaniens zu begleiten, indem Marko willkürlich sich ein Recht angemaßt hatte, dem sie aus eigener Macht nicht mehr entschlüpfen konnte. Marko liebe sie, doch vermöge sie nicht, seine Neigung zu erwiedern. Besorgt, ein Anderer könne sich ihres Herzens und ihrer Besitzthümer bemächtigen, habe er sie aus Eifersucht mit sich geführt. Dort sah sie zuerst am Busen von Arta unsern Freund im Kreise seiner wilden Arnauten. Marko hatte diese flüchtige Begegnung von fern beobachtet, und da er eine Veränderung in Theakita's Benehmen zu bemerken glaubte, den Entschluß gefaßt, in Byron's Dienste zu treten. Dieser schlug es ihm ab, Marko fühlte sich dadurch beleidigt und schwur dem Wanderer Rache, an deren Ausführung ihn nur die Wachsamkeit Derwisch's hinderte. Dennoch folgte er dem Reisenden fortwährend auf dem Fuße, langte kurz nach Byron's Ankunft in Athen an, wo eine zweite

flüchtige Begegnung mit Theakita statt fand. Später führte Marko die schöne Griechin wieder zurück in ihren Schlupfwinkel, den Byron nur durch einen glücklichen Zufall entdeckte.

Unser Freund hörte mit inniger Theilnahme diese Berichte, die Theakita's Vortrag in ein liebliches Idyll verwandelte. Im Besitz eines so reizenden Geschöpfes, das in ihrem alleinigen Umgange mit der Natur noch nicht die zierliche Verstellung gelernt hatte, die in der Sprache der Civilisation Sitte und Etiquette heißt, vergaß Byron alle seine quälenden Schmerzen. Er wußte es, daß Theakita sein war, sobald er es wünschte, und wenn er die Erfüllung dieses Wunsches noch verschob, so vermochte ihn dazu nur jene heilige Scheu, die ein gesundes Gemüth immer von einer zu schnellen Entweihung des natürlich Reinen zurückhält.

Gegen Abend hörte man rufende Stimmen. Deutlich vernahm Byron seinen Namen, er antwortete, so ungern Theakita es sah, und bald standen Zograffo und Derwisch vor ihm, die nach ängstlich durchwachter

Nacht schon seit dem frühesten Morgen die ganze Insel nach ihm durchsucht hatten. Auch Byron freute sich, die treuen Diener wieder zu sehen. Er ließ sich Waffen geben und befahl dann Beiden, sich zurück zu ziehen, den Nachen zu sichern und seiner Befehle gewärtig zu sein.

„Heute Nacht bleib' ich hier, meine Seele," sprach er zu Theakita, „dann kehre ich zurück nach Athen, um meine Angelegenheiten zu ordnen und komme in einigen Tagen wieder, Dich abzuholen und in einen sichern Schlupfwinkel zu entführen."

„Sobald schon willst Du gehen?" sagte traurig schmollend die Griechin. „Ich glaubte, Du würdest hier bleiben, mich vor Marko schützen und griechische Sitte annehmen. Du hast viel von meinem Vater — den kecken Blick, die stolze Stirn, das dunkel gelockte Haar. Nur bist Du nicht so groß. Dafür aber ist Dein Auge feuriger. Deine Lippen so voll und glühend. Und Deine weiße Hand mag ich besonders gern. Sie ist fast so weich als meine Wange. Komm, fühl' einmal!"

Byron war entzückt von diesen natürlichen Liebeslauten eines kindlichen Herzens. Theakita mochte kaum sechszehn Sommer zählen. Er schloß sie in seine Arme und küßte ihr Mund und Augen. Die lang bewimperten Lider bogen sich durchsichtig wie Lilienblätter über die dunklen Sterne und Byron meinte die reinen Pupillen durch diesen zarten Vorhang hindurch leuchten zu sehen. Ihm schien es, als hätten sich zwei Johanniswürmchen im Kelch einer Amaryllis versteckt, und glänzten nun in sanftem Licht aus der geschlossenen Blätterkapsel.

„Wie heißt Du denn?" fragte Theakita.

„Gordon, mein Herz. Es bedarf aber keines Namens zu unserer Unterhaltung. Nenne mich den Schatten Deines Auges, den Wiederhall Deines Pulsschlages, einen Traum Deiner Seele, so bezeichnest Du weit besser mein ganzes Wesen, als wenn Du mich Gordon rufst."

„Es ist aber ein hübscher Name, er klingt griechisch; bist Du auch Räuber gewesen?"

„Ich? doch ja, holde Theakita! Ich habe Dich geraubt und —“

„Nun? Deine Stirn verfinstert sich, Gordon? Hab' ich Dir etwas zu Leide gethan?“

„Du nicht, holde Theakita,“ versetzte Byron, „aber der häßliche Spiegel, das Gedächtniß, die Erinnerung, hat mich hämisch angelacht! Könnte ich dieses Vexirglas doch zertrümmern, mittelst dessen sich das Gewissen in Besitz unserer geheimsten Handlungen setzt. In Staub müßte man's aber zermalmen, sonst vervielfältigte man blos seine Späher!“

„Du bist nicht heiter, Gordon,“ sprach die Griechin und schmiegte sich inniger an Gordon's Brust. Ihre Blicke schienen sich zu küssen, so warm, so strahlend trafen sie auf einander.

„Sage mir, Theakita,“ sprach Byron, „ob Dein Herz so warm für mich schlägt, als Deine Augen sprechen?“

„In meinem Herzen ist ewiger Sonnenschein für Dich,“ sprach die Griechin, und strich dem Geliebten das dunkle Haar von der Stirn. „Weißt Du, mein

Herzenspuls," plauderte sie fort, „am Himmel gibt es zwei schöne helle Sterne, die ich immer am liebsten sehe. Mein Vater nannte sie die Dioskuren. Seit ich Deine Augen gesehen, ist jene Stelle am Himmel dunkel geworden. Ich glaube, Du bist ein Sternenpirat; Du hast sie getrunken, und nun sind sie Dir zu Kopfe gestiegen und wollen wieder zurück an ihren alten Platz. Es ist nicht gut, Gordon, wenn ein Mann so hell schimmernde, so flammende Augen hat! Sie sind unbarmherzig, sengen und brennen überall, und verzehren sehr viele kleinere, sanfter blitzende Sterne. Meine Augen liegen schon in den Deinigen; ich sehe sie drin zittern."

„Wie strahlende Perlen im feuchten Schleime der Muschel," versetzte Byron.

„Du kannst schlecht vergleichen," entgegnete das Mädchen. „Mich dünkt vielmehr, wenn ich meine Augen in den Deinigen erblicke, diese Sonnen da in Deiner Stirn werden fleckig, weil die Schatten zweier Schmetterlinge, von ihren Strahlen getroffen, matt daran vorüber schweben."

„Der Sieg gebührt Dir, holde Theakita,“ sprach Byron. „Du schilderst Dich und Dein ganzes Geschlecht mit all' seinen Engelstugenden und Teufelslastern.“

„Furchtbar schöner Mann,“ stammelte die Griechin erschrocken. „Eben sahst Du dem Medusenhaupte ähnlich, das Alles versteinert haben soll. Mich wirst Du aber nicht versteinern. Ich bin Dir zu gut, ich lächle Deinen Zorn sanft, und wenn Du mich dann noch in Stein verwandeln kannst, so werde ich in Gestalt einer funkelnden Krystallstatue an Deiner Brust liegen bleiben.“

„Dann ist es gut, Theakita, wenn Du die Augen schließest,“ versetzte Byron, löste ihre Locken und breitete den dunklen Seidenschleier über ihr lächelndes Antlitz. Die Palmen rauschten, das Meer surrte brandend an den kiesigen Ufern, ein traumreicher Schlummer umfing die Glücklichen. —

Die Nacht war schon weit vorgerückt, als ein bedenkliches Geräusch die Schlummernden erweckte. Byron vernahm deutlich Waffengeklirr, dumpfes Gemurmel zürnender Stimmen. Er riß sich los aus

den umschlingenden Armen Theakita's, die in plötzlicher Furcht erblaßte. Da fielen zwei Schüsse, eine Kugel schlug über der zitternden Griechin in die Wand.

„O Gott, er ist's! Es ist Marko, er wird uns ermorden!" jammerte das schöne Mädchen. Byron drückte sie fest an sich und ergriff seine Pistolen. Er vernahm Zograffo's zornige Flüche, des schweigenden Derwisch gewichtige Säbelhiebe. Kampflustig drängte Byron nach der Thür, noch immer von der bittenden Griechin umschlungen. Greller Fackelschein flammte ihm entgegen, eine Schaar wilder Sulioten hatte sich der Schiffer bemächtigt, von denen Theakita stets umgeben ward, da sie früher im Dienst ihres Vaters standen. Einige lagen schon todt oder verwundet am Boden, Marko's hohe Gestalt schleuderte eben den kräftigen Derwisch zur Seite. „Ha, da sind sie!" schrie der Grieche, riß ein Pistol aus dem Gürtel und drückte es auf Byron ab. Der Schuß traf ein falsches Ziel, Theakita brach aufseufzend zusammen. Grimmig stürzte sich Byron auf den Klephten, er drückte ab, und der Suliot stürzte blutend nieder. Allein seine

Begleitung war so groß, daß an Sieg nicht zu denken. Nur Zograffo's Umsicht rettete den Tollkühnen, indem er ihn mit Derwisch' Hilfe, ungeachtet seines Sträubens, gewaltsam nach dem Gebüsch fortriß, und während des ungestümen Vorwärtsdrängens der Feinde unter dem Schutz der Nacht in den glücklich geborgenen Nachen entführte. Erst auf dem offenen Meere kam Byron die volle Besinnung über seine Lage. Er schlug seufzend die Arme über der Brust zusammen und sah mit kaltem Starrblick in den sternenhellen Himmel hinauf. „Marko, Theakita!" murmelten die bleichen Lippen. Entsetzliche Gefühle peinigten ihn — er glaubte jetzt zu wissen, was ein Mörder empfindet! — Schweigend, sein verstörtes Gesicht rückwärts nach der kleinen Insel gewandt, trugen Fluth und Ruderschlag seiner Getreuen den Pilgrim an die griechische Küste.

---

# IV.

# Triumph und Kreuzigung.



## 1.

Der Leichenzug war hinter dem Waldsaume verschwunden. Auf das Gepränge der Trauerfeierlichkeiten folgte eine lähmende Ruhe, Alles war still, öde, todt. Nur ein einzelner Mann, in feinstes Schwarz gekleidet, stand unter dem Portale der verlassenen Abtei, wie der Genius des Schmerzes, der Trauer. Seine Blicke hafteten noch auf dem Wege, der ihm das Theuerste, was ein Mensch verlieren kann, seine Mutter, entführt hatte. Mit einem lauten Seufzer trat er zurück in die schwarz ausgeschlagene Halle, winkte einem daselbst befindlichen jungen Mann, und warf, als wolle er seine Willensmeinung dadurch zu erkennen geben, die ernste Trauerkleidung

mißmuthig ab. Dennoch ward der stillschweigend gegebene Befehl nicht geachtet. „Zum Henker denn, die Boxerhandschuhe, Rushton!" rief der Trauernde. „Siehst Du nicht, daß ich einer Zerstreuung bedarf?"

„Wenn es Jemand sieht, wird man sich darüber aufhalten, Mylord," erwiederte jetzt der junge Mann, das Verlangte zögernd herbei holend. „Herrschaften und Diener wollten es schon nicht anständig finden, daß Sie Ihrer seligen Mutter nicht das Grabgeleit gaben."

„Mein Herz fand es nicht anständig, sich dieser Sitte zu fügen," erwiederte Byron, der erst seit wenigen Tagen aus Griechenland zurückgekehrt, beinahe im Augenblick der Landung die Nachricht von dem eben erfolgten Tode seiner Mutter erhalten hatte. Dies Ereigniß erfüllte ihn mit tiefer Betrübniß. Die beklagenswerthen Vorfälle, die wir zu schildern versucht, hatten dem Pilgrim Griechenland verleidet, und die erfolglosen Bemühungen, sichere Nachrichten über das Schicksal der liebenden Griechin, das wahrscheinliche Ende des Sulioten zu erhalten, ihn früher

als er es wünschte, aus dem Zauberlande seiner Jugendträume vertrieben. Nun fand er daheim nichts, als das Todtenlager seiner Mutter, zu dem er sich, gleich nach seiner Ankunft, in stiller Mitternacht schlich, um seinen Thränen freien Lauf zu lassen. Mit Recht aber sah er eine Entweihung des Schmerzes in jeder lauten Klage, jeder frei gegebenen Aeußerung des erlittenen Verlustes. Deshalb unterdrückte er mit Gewalt seine tiefsten Gefühle und suchte Linderung der Qual in körperlicher Aufregung.

Schweigend, aber heftig und beinahe leidenschaftlich gab der trauernde Byron die Stöße seines Gegners zurück, bis er in einem jener oft wiederkehrenden Anfälle wechselnder Laune die Handschuhe weit von sich schleuderte und in sein Zimmer ging.

Eine zweijährige Abwesenheit hatte hier wenig verändert. Byron freute sich über den Zartsinn seiner Mutter, die es nicht zugelassen hatte, daß irgend eine wesentliche Umänderung in den früheren Anordnungen Ihres Sohnes vorgenommen würde. Da standen noch die in Silber gefaßten Schädel, dort über der

geschnitzten Stuhllehne hing die schwarze Mönchs-
kutte, sein ehemaliges Abtgewand, das manchen
Scherz, zahllose Vergehungen des Leichtsinns ver-
hüllt. Selbst der Sarg war nicht entfernt, der vor
Jahren dem wunderlichen Lord je zuweilen zum Lager
diente. Er war dicht mit Staub, zum Theil mit
Spinnweben überzogen. Byron blieb mit verschränkten
Armen neben dem unheimlichen Möbel stehen. Laune,
Uebermuth, Schmerz sprachen sich aus in seinen
Mienen, und mochte er in diesem Augenblicke seine
früheren Thorheiten auch nicht gut heißen; ein gewisses
Wohlbehagen mischte sich dennoch der bittern Stim-
mung bei, die ihn beschlich. „Mit Mary vereint
hätte ich das Alles nicht gethan," murmelte Byron,
setzte sich vor seinen Arbeitstisch und hing eine geraume
Zeit mit halb geschlossenen Augen den Bildern nach,
die in buntem Wechsel vor ihm aufstiegen. Sein
ganzes Wanderleben ging an seiner Erinnerung vor-
über. Heiter Genossenes und düster Drohendes spie-
gelte sich in seinem Auge. Manch holdes Frauenbild
bewegte in rascherem Tact den Schlag seines Herzens;

einige betrachteten ihn wehmüthig, andere unheimlich. Am längsten aber verweilte das kindlich reine Auge Theakita's, über deren Schicksale ein für ihn peinigendes Dunkel gebreitet lag.

„Mörder!" stammelte seine Zunge, er fuhr zusammen, der Wiederhall seiner Stimme schien in allen Winkeln nach zu schrillen. Er rieb sich die Stirn, um jede trübe Rückerinnerung zu verscheuchen. Da fielen ihm mehrere Briefe in die Augen, die auf seinem Tische lagen. Einige waren schon von älterem Datum. Man hatte sie ihm nicht nachgeschickt, da seine Ankunft erwartet wurde, und an die neuerdings erhaltenen hatte er selbst, von dem plötzlichen Todesfall seiner Mutter zu heftig erschüttert, nicht mehr gedacht.

Einer derselben war von Matthews, dem tollsten Gefährten seiner jugendlichen Abenteuer. Scherzend schrieb ihm der Freund von den Hoffnungen, denen er sich in Bezug auf seine öffentliche Laufbahn, die ihm winkte, überlassen dürfte. Byron freute sich des unerwarteten Grußes und ging mit erheiterterem

Sinn an die Eröffnung der übrigen Schreiben. Aber Blässe und Zittern befiel ihn, als das nächste den Tod desselben Matthews meldete, dessen Geist ihm noch so eben in voller sprudelnder Lebenskraft begegnet war. Und als ob sich der Himmel selbst gegen ihn verschworen hätte, verschloß ein dritter aus Portugal eine ähnliche Trauerbotschaft. Matthews war im Cam beim Baden ertrunken, seinen Jugendfreund Wingfield, dem er in Harrow immer als Beschützer zur Seite gestanden, hatte ein tödtliches Fieber in Coimbra dahin gerafft.

„Deine Rache, Gevatter Tod, finde ich gut," sprach Byron bitter lächelnd. „Weil ich Dich früher als übermüthiger, zügelloser Knabe hier geneckt, willst Du mich jetzt, wo ich durch schmerzliche Erfahrungen ein alter Mann geworden bin, verhöhnen. Gut, gut! Du triffst mich doch nicht schwach. — Höchstens könnte es mir einfallen, wie ich es wohl auch früher that, meine eigenen etwas abweichenden Meinungen über Weltregierung und göttliche Gerechtigkeitspflege laut werden zu lassen."

Murray, sein alter Mundschenk, trat ein. „Gott segne und tröste Ew. Herrlichkeit," sprach Joë, dessen heitere Behäbigkeit durch den Zuwachs seiner Jahre nicht gelitten hatte. „Es wird jetzt wieder lustig hergehen in der alten Abtei, nicht grade wie vordem, wo Ew. Herrlichkeit noch über die Stränge schlugen, aber doch lustig auf altenglische Weise. Der Geist des fröhlichen Robin stirbt nicht aus im sherwooder Walde. Grämen Sie sich erst recht satt, wie's einem guten Sohne wohl ansteht, und dann, haben Zeit und Gott Ihr Herz getröstet, dann wählen sich Ew. Herrlichkeit eine aus unter den Töchtern des Landes. Das alte Newstead kann eine junge Gebieterin brauchen."

„Meinst Du, alter Joë? Nun, ich will mich bedenken. Vielleicht folge ich Deinem Rathe, obwohl Du selbst ihm nicht nachgekommen bist."

„Ursachen, Ew. Herrlichkeit, einfache Ursachen! Die Weiber sehen gar zu sehr auf Jugend und Gebehrden, und ich war von jeher ungebehrdiger Natur, worüber mir die alte Nanny manchen Abend bei meinem Kruge Ale sehr erbauliche Reden gehalten."

„Was hast Du denn da unter'm Arme?“ fragte Byron, auf ein paar große Bücher deutend, die Murray trug. Der alte Diener nahm eine komische Miene an, die, so zu sagen, zwischen Lachen und Weinen schwankte.

„Wirthschaftsbücher, Ew. Herrlichkeit,“ versetzte er etwas zögernd, „einige Rechnungen, dummes Zeug von Alters her, die sich ganz ruhig ansehen lassen, wenn sie quittirt sind —“

„Gut, gut,“ sprach Byron mit einer abwehrenden Handbewegung, „das ist, so viel ich mich erinnere, eine unangenehme Ballade, die in meiner Familie erblich ist und auch dem schlechtesten Gedächtniß sehr treu bleibt. Wie wäre es doch, Joë, wenn wir uns Mühe gäben, diesen unheimlichen Klaggesang zu vergessen?“

„Ja, Mylord,“ erwiederte Murray, sich im Kopfe kratzend, „ich habe während Ihrer Abwesenheit auf das Vergessen ordentlich studirt, — 's wollte aber nicht gehen, durchaus nicht!“

„Sind die Forderungen groß?“ fragte Byron.

„Nicht so eigentlich, Ew. Herrlichkeit. Man kann annehmen, daß sie noch um einen guten Kopf wachsen können, ehe sie eine anständige Riesengröße erhalten. Ich sah jüngst ein solches Landwunder drüben in —"

„Du erzähltest mir die Geschichte schon, guter Joë," unterbrach Byron den redseligen Alten, der sich alle Mühe gab, seinen jungen Gebieter nicht gar zu sehr durch die Nachrichten zu erschrecken, die er ihm jetzt unmöglich mehr verschweigen konnte. „Meine Gläubiger werden dringend, nicht wahr?"

„Das sollen Ew. Herrlichkeit nicht sagen," versetzte ernsthaft der Mundschenk. „Dringend kann man's nicht nennen, Gott bewahre! Sie haben zu viel schuldigen Respect vor Ew. Herrlichkeit Stammsitze und uraltem Geschlechte. Nein, nein! Ein englischer Gentleman ist höflich; er verletzt weder Sitte noch Gesetz, wird sich wohl hüten! — Vor einiger Zeit, als Sie noch im Auslande waren, hat ein Einziger sich unterfangen, auf höfliche Manier zu mahnen —"

„Und wie machte das der Gentleman?"

„Daß Dich —! Er schickte des Königs Diener, einen aus der Armee mit den spitzigen Stäben, nach Newstead und ließ einen Anschlag machen draußen am Thore, einen recht hübschen und leserlichen Anschlag, wären nur die Buchstaben nicht so groß gewesen.“

„Nun, Joë?“

„Das war nun ganz gentlemanisch verfahren, Ew. Herrlichkeit, und ich freute mich über des fröhlichen Altenglands gesegnete Einrichtungen — ja, recht von Herzen, wahrhaftig! Indeß muß ich gestehen, daß sich das weiße Papier auf der grauen Mauer gar nicht gut ausnahm. Sah beinahe aus, wie ein Schandfleck, und da war ich so frei, mit der Besonnenheit eines freien Engländers, ein graues Papier über das weiße zu kleben, blos der Symetrie halber und Ew. Herrlichkeit zu Ehren.“

So schmerzlich auch dies Geständniß des treuen Murray den von so vielen Unglücksfällen niedergedrückten Byron berührte, so mußte er doch über die naive Art des Alten lachen, seinen Stammsitz in

Ehren zu halten. Er ergriff des treuen Dieners Hand und schüttelte sie herzlich. „Ich danke, Joë," sprach er, „recht innig danke ich Dir für Deine lobenswerthe Umsicht. Komm, lege die Bücher hier her, und was sonst von Dingen dieser Art Deinen Händen anvertraut worden ist. Da ich schwerlich genug bewandert bin in den verschlungenen Irrwegen des englischen Gesetzes, so mag mein Sachwalter dies Labyrinth betreten. Ist keine Rettung daraus möglich, so gehen wir zusammen nach dem Morgenlande. Nicht wahr, Joë?"

„Gottes Segen über Ew. Herrlichkeit!" rief Murray, die Hände faltend und eine Thräne zwischen den Wimpern zerdrückend. „Gewiß und wahrhaftig, ich werde Sie nie verlassen! Es wird aber auch so viel heraus kommen, daß Ew. Herrlichkeit würdig Ihres alten Namens in England werden leben können."

Byron verließ das Zimmer, Murray blieb allein. „Der arme Herr," sprach er für sich: „So jung, so hübsch, so hoch gestellt und doch so arm, so

unglücklich! Und daß es ihm draußen in der Welt wohl ergangen sei, das soll mir auch kein Mensch sagen!" fuhr er kopfschüttelnd fort. „Er ist noch magerer geworden und zum Theil auch trüber, als er vor seiner Abreise war, und wenn ihn auch der Tod seiner Mutter sehr ergriffen hat, so kenne ich ihn doch gut genug, um zu wissen, daß daraus allein nicht sein Schwermuth entsteht. Gott weiß, was ihm begegnet sein mag unter den türkischen Kopfabschneidern! Er hat sicherlich mit den Mondverehrern Händel gekriegt, so einer kleinen Liebschaft wegen etwa — denn von den Weibsleuten, Gott segn' ihn, kommt er nicht los! — Was wird er nun erst sagen, wenn er erfährt, wie es seinem Morgenstern ergangen ist! Arme Mary, armer Byron!"

Dem weichmüthigen Alten liefen die Thränen über die Backen herunter. Er nahm einen Wedel von bunten Federn, stäubte Pult, Bücher und Möbeln ab, und wandte vorzüglich viel Sorgfalt auf die Säuberung der Todtenköpfe. „Es ist eine thörichte Liebhaberei von meinem Herrn," sprach er, die weißen

Schädel betrachtend, „er will's nun aber einmal nicht anders und bleibt dabei, er könne tiefer denken, wenn das Licht aus dem ehemaligen Sitz des Gehirnes aufleuchtet. Kann ich seine Einfälle nicht ändern, so will ich doch das Meinige thun, sie äußerlich möglichst sauber zuzurichten. — So! Jetzt glänzt und gleißt wieder das ganze Zimmer. Der arme Herr!"

Byron hatte den Park durchstreift, auf dessen Erhaltung in der Zeit seiner Abwesenheit wenig Sorgfalt verwendet worden war. Ueberall stieß er auf berasete Gänge, verwilderte Hecken. Statuen waren umgestürzt oder mit grünen Flechten überzogen, junge Bäumchen vom Winde gekrümmt, mit Schlingpflanzen umwunden. Ein rundes Gewölbe, oben mit einer spitzen Flamme, unweit des See's, fesselte ihn. Hier hatte er vor Jahren oft und gern verweilt; denn in jenem Lebensabschnitte meinte er sich selbst und der Welt so fremd geworden zu sein, daß er es für recht hielt, den Ueberrest seiner heißen Liebe auf ein ihm treues Thier über zu tragen. Die Menschen betrachtete Byron damals nur als Figuren,

mit denen man der Langeweile halber wohl spielt. Theilnahme, Hingebung, die Treue der Liebe, fand er allein in der Thierwelt. Boatswain, sein Newfoundländer Hund, lag unter der Marmortafel mit der auserlesenen barocken Inschrift begraben, und in den lebhaftesten Farben stand jetzt ein Bild der tollen Nacht vor ihm, in der jenes Hundeleichenbegängniß gehalten wurde.

Einige Schritte weiter am Ufer des kleinen See's schwankte im warmen Luftzuge der schlank aufgeschossene Stamm einer jungen Eiche. Dies Bäumchen war Byron überaus lieb, da er es mit eigener Hand gepflanzt hatte, unmittelbar nach dem Tode des alten Lord bei seinem ersten Besuche zu Newstead. Er war damals neun Jahre alt und die abergläubischen Tändeleien seiner Mutter, die sich später in fast noch erhöhterem Grade auch des Sohnes bemächtigten, hatten ihn vermocht, ihrem Wunsche zu willfahren und einen jungen Eichensproß zu pflanzen, an dessen Gedeihen oder Verwelken, dem Volksglauben

zufolge, die Schicksale des Stammhalters der Abtei ersichtlich werden sollten.

Diese Eiche war hoch empor geschossen, schlank, vom Winde kaum ein wenig schief gebogen. Rings um den Stamm aber gedieh ein dichtes Gestrüpp von Nesseln, Schierling und anderem Unkraut, aus dem sich ungemein lieblich eine wohlriechende Winde mit ihren blaßrothen Blüthenkelchen erhob und ihre saftigen Stengel in mannichfachen Windungen um das glatte Stämmchen rankte.

Nachdenklich blieb Byron an diesem bestimmungsvollen Baume stehen. In früherer Zeit war er immer darauf bedacht gewesen, ihn sorgsam zu pflegen, nur in den letzten Jahren seines Aufenthalts in England hatte er über den wilden Zerstreuungen sich selbst und die Eiche vergessen. Er rief dem Gärtner zu, der in der Nähe beschäftigt war, und gab ihm streng den gemessenen Befehl, fortan vor Allem dieses Bäumchens zu warten, das Unkraut auszurotten, der Winde aber ja zu schonen. „Verlaßt Euch darauf,“ schloß er seine Anordnung, „daß ich Euch auf der Stelle

aus der Abtei jage, wenn dem Baume die geringste Beschädigung zugefügt wird! Einen so frischen, schönen Stamm so verwildern zu lassen! Es ist eine Schande!"

Mit beschleunigten Schritten entfernte sich Byron von dem erstaunten Gärtner. „Er ist doch nicht ganz richtig im Kopfe," sprach der Mann, „sonst würde er mich eines lumpigen Bäumchen wegen, um das Nesseln aufgeschossen sind, wie um tausend andere, nicht gleich zum Thore hinaus jagen wollen. Närrische Käuze die vornehmen Leute!"

Während Byron durch Busch und Strauchwerk nach jenem Hügel ging, von dem aus die umliegende Landschaft sich überblicken ließ, hörte er seltsam quiekende Töne, deren Entstehung er sich durchaus nicht erklären konnte, so bekannt sie ihm auch vorkamen. Bald lauschend, bald weiter gehend, erreichte er die baumgekrönte Höhe, wo das Räthsel augenblicklich Lösung fand. Mit dem Rücken an eine Ulme gelehnt, saß jener kleine, verwachsene Prophet, der unter der Benennung Weißwade in ziemlich weitem

Umkreise bekannt war und in früheren Tagen oft Byron's Spottlust erregt hatte. Francis bemerkte den Lord erst, als dieser ihn anredete und nach seinem Befinden fragte. Der Anhänger von Knox wendete sich mit vieler Gelassenheit um und versetzte mit schreiender Fistelstimme:

„Wie soll es anders gehen, als schlecht? Gibt es doch keine Harmonie, keinen Wohllaut mehr in dieser Welt lordschaftlicher Thorheit. Ja, ja! Wenn die Kinder ihre Mütter nicht mehr zur letzten Ruhe begleiten, nein, sich lieber sündhafter, vergnüglicher Prügellust hingeben, da ist nichts mehr zu hoffen. Ja, ja, Ew. Herrlichkeit! Es ist eine schöne Sache um ein ruhiges, liebliches, feines, anmuthiges, dem Herrn wohlgefälliges Gemüth. Es hasset allen Mißklang und disharmonirt nie. (Hier gab sein Dudelsack einige piepsende Töne von sich.) Und wenn alle Lordschaften Englands erst vernünftig werden wollten, so würde Knox —"

„Ganz recht, lieber Francis," fiel Byron dem buckligen Prediger in's Wort. „Ihr thut sehr wohl

daran, solche brave Grundsätze zu verbreiten. Aber sagt mir doch, Francis, besucht Ihr wohl Annesley-Hall zuweilen, das dort im Sonnenlicht seine grauen Gemäuer bespiegelt?"

„Man hat es gethan, Mylord, ist aber davon zurück gekommen. — Brr! Es ist nicht Alles Gold — Ew. Herrlichkeit kennen das Sprichwort?"

„Gewiß, guter Francis; doch wie paßt dies hierher?"

„Aus Gründen, Mylord, so genau, so fügsam, so melodisch, wie diese Pfeife meinem Munde. Ja, ja! Ich habe Mary gekannt, Mylord, genau, wie meinen Augapfel, der mich nie geärgert. Mary aber war ein Mädchen, ein gefallsüchtiges Ding, hübsch, lustig, aber eitel und unzuverlässig, wie alle Eva'stöchter. Ja, ja! Sie gab einem golden angestrichenen Narren ihre Hand und hätte doch würdigere Parthieen finden können. Brr! Ich will mich nicht loben, aber Wahrheit kann nicht erdrosselt werden, trotz aller Galgen Altendlands!"

„Nun?" rief Byron ungeduldig, Francis in seiner

Aufregung heftig schüttelnd. „Sprich, Mensch, und lege die Narrheit ab! Was sollen Deine Worte bedeuten?“

„Keine Gewaltthat, Mylord! Ich bin nicht gewohnt an Boxen und Kampf mit der Faust! Meine Beschäftigung besteht in lieblicher Ausübung der edlen musikalischen Kunst. Ich bin ein Virtuos auf dem Dudelsack, ja, ja! Ein kunstreiches Instrument von vortrefflichen Eigenschaften, erfunden und bestimmt von dem Genie seines Schöpfers, die Bösen sanft zu machen und den Guten Thränen der Entzückung zu entlocken. Ich werde deshalb mit Ew. Herrlichkeit Vergunst eine sanfte Weise zu blasen beginnen, um —“

„Wenn Ihr mich toll machen wollt, Francis, so quieckt mit Euren Pfeifen so langweilig, wie mit Eurem Munde. Genug des Unsinns. Ich will wissen, wie Mary Anne, jetzt Mistreß Musters, lebt!“

„Still und betrübt, wie es einer Büßenden wohl ansteht,“ versetzte Francis mit unerschütterlicher Ruhe. „Als sie wahrnahm, daß ihr angebeteter Götze nur von verrostetem Messing sei und täglich farbloser

werde, da beweinte sie den Verlust ihres goldenen Schatzes und ließ sich von ihm scheiden. Ja, ja! Mary war ein thörichtes Kind, doch Trübsal erquickt das Herz und macht es melodisch. Ich wünsche Ew. Herrlichkeit von ganzem Herzen viel Unglück; es wird Ihnen gut thun und —"

Der Prophet blieb mit offenem Munde in seiner erbaulichen Rede stecken. Byron war eiligst den Hügel hinab geschritten und ging schnell der Abtei zu. „Brr!" schnarrte Francis, drückte seinen Dudelsack, kniff die Augen ein und wanderte, verächtlich den Kopf schüttelnd, unter dem Spiel eines seiner Lieblingslieder in den sherwooder Wald.

In der Abtei angekommen, bestürmte Byron den alten Joë mit heftigen Fragen nach dem Geschick Mary's, und erhielt, ob auch zögernd, die Bestätigung von Francis' Aussage. Diese Nachricht drückte den vielfach Beängstigten noch mehr nieder, und veranlaßte ihn nach einigen Wochen, die Einsamkeit seines Landsitzes, wo jeder Strauch, jeder Stein

peinigende Erinnerungen in ihm weckte, mit dem zerstreuenden Getümmel Londons zu vertauschen.

## 2.

Das Hotel der Lady * war in diesem Winter der Sammelplatz aller Männer von Ruf und Bedeutung. Die Lady war jung, schön, erst kurze Zeit an einen Mann von alter Herkunft und hohem politischen Einfluß verheirathet, und verband mit feiner Bildung eine hinreißende Anmuth im Umgange. Ein unverbürgtes Gerücht wollte wissen, Lady * habe aus einer Art trotzigen Stolzes die Hand ihrem jetzigen Gatten gereicht, um den Schmerz einer unglücklichen Jugendliebe zeitig genug dadurch zu besiegen. Die hohe Stellung, welche sie durch diese Verbindung in der Gesellschaft eingenommen, war allerdings geeignet, frühere, selbst empfindliche Wunden des Herzens vernarben zu lassen. Dennoch wollten schärfere Beobachter eine stille Schwermuth an ihr entdecken, die von der schönen Frau nur mit bewundernswürdiger Kunst verheimlicht wurde. Und dies war allerdings

möglich in einer Gesellschaft, wo Männer, wie Whitbread, Sheridan, Canning, Holland, Grey und Andere durch Geist und Witz glänzten.

Eine Jugendfreundin lebte fast ganz in ihrem Hause. Diese war Lady *'s Gefährtin, Freundin und innige Vertraute und durfte sie nie verlassen, wenn Stimmung oder Verhältnisse nicht gestatten wollten, einen Kreis Fremder um sich zu sehen. Lady *'s Freundin war einige Jahre älter, weniger lebhaft, immer besonnen und seltsam genug — eine Verketzerin der Liebe! Oft wagte sie zu behaupten, es gehöre ein immerwährendes Verharren in der Kindheit dazu, um die Gefühle der Liebe in sich lebendig zu erhalten. — Solche, bei einem jungen und angenehmen Mädchen auffallende Aeußerungen mußten die geistreichsten Männer anlocken, wenn es nicht schon der Liebreiz der schönen Wirthin, die Magie ihres sprudelnden, wunderbar stachelnden und doch nie verwundenden Gesprächs gethan hätte.

Der März ging bereits zu Ende und Lady * saß in ihrem Boudoir, beschäftigt, die letzte Hand an

ihre Toilette zu legen. Sie erwartete abermals eine größere Gesellschaft, und unter den Geladenen befanden sich Personen, die sie früher gekannt oder doch den Namen nach hatte nennen hören. Ihre Freundin trat ein, gleichfalls geschmückt, ein Buch in der Hand.

„Nun, Alice," sprach die Lady, „werde ich mich in diesem Anzuge können sehen lassen? Es ist mir recht sonderbar, nicht eigentlich ängstlich, aber doch schüchtern, unsicher. Ich wünschte, der Empfang wäre bereits vorüber. Niemals, Alice, niemals hätte ich dies geahnt!"

Alice lächelte und reichte der Freundin theilnehmend die Hand. „Du solltest muthiger sein, liebe Helene," versetzte sie. „Gerade diese unerwartete Wendung seines Schicksals muß Dich erfreuen. Als ein Verirrter, tief Gesunkener verließ er Dich, Du lagst verzweifelnd in meinen Armen, meine Bitten, meine Thränen besänftigten Deine aufgeregten Gefühle, und bist Du nach dieser Prüfung nicht glücklich geworden? Jetzt kehrt Er heim, plötzlich, unerwartet, ein anderer Mensch! Er spricht, die Welt horcht auf ihn. Sein

Name blendet und wärmt, wie ein Sommersonnen-strahl und Du kannst mit erfreuender Genüge zu Dir selbst sagen: auch mein Schmerz hat ihm mit dazu verholfen!"

„Ach ja, Alice," versetzte Helene unbefriedigt und mißmuthig, „Du hast Recht und doch auch wieder nicht. Könntest Du fühlen, wie weh mir dieser Ruhm thut, diese ganze Verwandlung des tollen Gordon, Du sprächest anders mit mir. Der Liebe genügt es nicht, den Geliebten Theil haben zu sehen am Höchsten und Herrlichsten, sie wünscht, wenn nicht diesen Ruhm selbst, doch die Luft zu athmen, die sein Glanz vergoldet. Ich bin nicht neidisch, Alice, und doch bekümmert mich sein Verlust erst jetzt recht tief, wo ich den Werth des Verlorenen ganz ermessen kann."

„Ja, er besitzt unendlich viel!" sprach Alice, „man kann ihn achten und verehren."

„Und m u ß ihn leider lieben," ergänzte Helene. „Widersprich mir nicht, ich bitte Dich! Du beleidigst unser ganzes Geschlecht, wenn Du trotzig darauf

beharrst, Liebe sei kindische Tändelei. Warum trägst Du den ganzen Tag sein Gedicht mit Dir herum, wenn Du ihm nicht ebenfalls zugethan bist?"

„Ich liebe sein Werk, gute Helene, nicht den Schöpfer."

Einige Equipagen fuhren in den Hof, mehrere Damen traten ein, darunter eine große, würdevolle Gestalt, die bald von den nachfolgenden Herren umringt, durch manche Lorgnette beobachtet wurde. Man hörte sie Frau von Staël nennen.

Lady * empfing die Gäste mit Würde und Anmuth; bald füllte sich der Saal, Gespräch und geselliger Verkehr wurden allgemeiner. Byron, dem zu Ehren diese Versammlung eigentlich veranstaltet war, ließ noch immer auf sich warten. Helene mußte die ganze Kunst ihrer feinen Weltbildung, der sie vor wenig Jahren noch so abgeneigt war, aufbieten, um nicht ihren Unmuth zu verrathen.

Jeder neu Ankommende sprach von Byron, von Childe Harold, dem gefeierten Gedicht, dessen Glanz und ergreifende Wahrheit Niemand genug loben

konnte. Keiner gedachte des Dichters früherer Verirrungen und Excesse. Der Ruhm hatte jeden Fehltritt mit goldenem Schleier verhüllt, man sagte sich höchstens stillschweigend mit lächelndem Selbstbehagen, daß auch vieles Irren der Keim zu außerordentlichen Dingen sein könne. Der Ruhm ist wie die Sonne. Er lockt Blumen und Blüthen selbst aus schlammigem Boden.

„Der ehrenwerthe Lord hat auch vor einigen Tagen im Oberhause eine sehr geistreiche Rede gehalten," sprach ein ältlicher Mann, der etwas landmännisch Derbes an sich hatte und dem Aussehen nach unter diejenigen Menschen gehören mochte, die man gewöhnlich „gute" nennt. Er war einfach, natürlich, lachte zuweilen etwas breit, steckte die Hände in die Taschen und schlug, wenn er sich setzte, die Beine über einander, um mit dem einen zu baumeln. „Meine kluge Bella hat mir die ganze Rede vorgelesen, und — nicht wahr, Bella? — sie ist sehr poetisch."

„Ich fand sie scharf und voll lebhaften Gefühles,"

erwiederte die Tochter, ein Mädchen von außerordentlicher Schönheit, einer kecken Stirn und edlen, weniger liebevollen als sinnenden Augen. Annabella ging äußerst einfach gekleidet und zeichnete sich schon dadurch vor den meisten andern jungen Damen vortheilhaft aus. Sie sprach nicht viel, ward sie aber dazu veranlaßt, sehr gut, mit klangvoller Stimme, entschieden, zuweilen geistreich. Manches Mädchen, das mit ihr in gleichem Alter stand, fühlte einige Abneigung gegen sie, was Einige ihrer geistigen Ueberlegenheit Schuld gaben, Andere dem großen Vermögen zuschrieben, das ihr dereinst zufallen sollte. Annabella hatte sich mit Lady * am Ende des Saales auf eine Ottomane gesetzt und war mit ihr in eifrigem Gespräch, als die Ankunft Lord Byron's gemeldet wurde.

Im Begriff den Salon zu betreten, stieß der Dichter mit seinem lahmen Fuße heftig gegen die Thürschwelle und wäre beinahe gefallen. „Verdammt!" flüsterte er seinem Freunde zu, „ich werde Unglück haben, Thomas."

„Warum?“

„Ich bin gestolpert. An jedem Orte, wo ich bei erstmaligem Auftreten anstieß, ist mir was Schlimmes begegnet. Meiner Mutter ging es ebenfalls so, das Uebel ist erblich in meiner Familie. Verdammt! — Sagen Sie mir doch, Thomas, wer ist jene blendende, einfach gekleidete Schönheit, die dort so einsam in der Ottomane lehnt? Diese sinnenden, verständigen und doch schwärmerischen Augen sind reizend.“

Der Freund konnte nicht augenblicklich antworten, da Lady * und ihr Gemahl die neuen Gäste begrüßten. Helenen verursachte es nicht wenig Mühe, den ehemals so leidenschaftlich Geliebten nach einem langen Zeitraume als gereifteren Mann, als berühmten Dichter, vor sich zu sehen. Ein sanfter Hauch tieferen Roth's belebte ihr feines Gesicht und wirkte nicht minder bänglich auf Byron zurück, der, an sich wenig für ein gemessenes Leben im Salon gewöhnt, unter zahlreicher Gesellschaft leicht in jene naive Art von Blödigkeit verfiel, die oft genialischen Menschen an-

hängt, ihr Erscheinen aber, vorzüglich in den Augen der Frauen, liebreizend macht.

Helene fand den Jugendgeliebten vortheilhaft verändert, nur in seinem Aeußeren befliß er sich einer Eleganz, die an's Stutzerhafte gränzte und blos darin von der modischen Strenge abwich, daß er statt der Binde ein lose geknüpftes Tuch um den Hals trug. Eitelkeit und Widerwille, durch seinen hinkenden Gang die Blicke Vieler auf sich zu ziehen, ließen ihn bald einen Ort wählen, von wo aus er die Gesellschaft leicht überblicken konnte und auch selbst Jedermann zugänglich war.

„Nun, Thomas, kennen Sie jene Lady?" wiederholte Byron seine Frage.

„Es ist die Tochter Sir Ralph's, der sich dort mit Lord Holland unterhält."

„Ein einziges Kind?"

„Wie Sie."

„Wunderlich! — Wie heißt sie?"

„Annabella."

„Bella! Das wohlklingende Echo ihrer Erscheinung.

Sie gefällt mir, Thomas, nur sieht sie ein wenig zu verständig aus für ein junges Mädchen! Ich liebe mehr scherzhaft-muntere Kinder, denen Geist und Witz unbewußt über die Lippen sprudeln. Miß Bella weiß sicherlich Alles, was sie sagt."

„Sie würden dennoch wohl thun, mit ihr zu sprechen. Newstead ist ein leeres Nest und Sir Ralph ein reicher Mann."

„Pfui, Thomas! Ein Kuppler?" — Byron näherte sich, mit Mehreren aus der Gesellschaft sprechend, langsam der schönen Dame. Alice verwandte kein Auge von dem anziehenden Manne, dessen Gedicht sie bezaubert hatte. Lady * dagegen, ihres Herzens Meister geworden, zeigte äußerlich keine Spur von Aufregung. Sie war heiter, witzig, immer bereit, Jedem eine scherzende Artigkeit zu sagen, und konnte als das Muster einer liebenswürdigen Weltdame gelten. —

„Nein, Mylord, ehrlich sind Sie nicht," versetzte lächelnd, doch sehr bestimmt, Miß Bella. „Sie hätten

sonst nicht so ernsthaft die Identität Ihres Helden mit sich bestreiten dürfen."

„Sie schlagen meinen Werth viel zu hoch an," erwiederte Byron, „wenn Sie mir die vielen Tugenden, die Harold unstreitig besitzt, zu eigen geben. Seine Fehler mag er von mir entlehnt haben, seine Tugenden sind fingirt, wie alles Schöne."

„Es ist also doch wahr, was man von Ihnen sagt, daß Sie grausam gegen sich selbst sind? Unterlassen Sie dies ferner, Mylord, wenn Sie mich lieb haben."

„Ihnen zu Liebe, Miß Bella —? Es soll geschehen, wenn ich aus mir selbst entfliehen kann. Doch das, fürchte ich, wird eine unmögliche Aufgabe sein. Ich bin heftig und schwarzgallicht, stets geneigt, alle jene tausend Thorheiten zu begehen, die ich denke, obwohl ich schon Schlimmeres gedacht, als je ein Mensch möchte verüben können, wenn er nicht die Macht dazu, nebst Seele, Augen, Herz, von dem Bösen entlehnt."

„Sie glauben wohl an ihn?“ fragte mit holdem Kopfnicken Annabella.

„Jetzt glaube ich nur an irdische Engel, obwohl ich beiläufig die geflissentlich darauf Speculirenden höchst langweilig finde.“

„Hierin begegnet sich unser Geschmack, Mylord. Ein fehlerloser Mann gleicht mehr einem Automaten, der immer ein und dieselben lächerlichen Manöver macht. Interessant und liebenswürdig ist nur der Wechsel im Denken, wie im Leben, so lange nämlich der Verstand Beide zu zügeln versteht.“

„So verdammen Sie also die Leidenschaften, Miß Bella? Das ist Unrecht von Ihnen und genau erwogen, eine Herabsetzung Ihres Geschlechts. Wären Sie im Orient gewesen, so würden Sie ein ganz entgegengesetztes Urtheil fällen. Ich liebe nur die Leidenschaften, weil die Liebe selbst davon die schönste und tollste ist. Nicht wahr, Gnädigste, jetzt mögen Sie von dem tollen Byron nichts mehr hören?“

„Vielleicht möchte ich gerade jetzt erst seine vertrautere Bekanntschaft wünschen.“

Annabella reichte ihm freundlich die Hand. Byron kehrte eingenommen von ihrem Gespräch zu Thomas zurück, diesem seine erheiterte Stimmung durch Mienen und Haltung verrathend. „Diesmal trifft Ihre Regel also doch nicht zu," versetzte der Freund. „Welche Regel?" fragte Byron. — „Ich meine das Stolpern." — „O doch, Thomas, doch! Ich fürchte beinahe, mein Herz ist gestolpert und hat sich verwundet." —

„Nein, Sir, hierin irren Sie," sprach Lord Carlisle zu einem leidenschaftlichen Bewunderer Childe Harold's. „Die Entfernung beider Küsten von einander beträgt noch keine volle Stunde."

„Se. Herrlichkeit soll entscheiden."

„Was gibt es?" sprach Byron, der sich angestoßen fühlte.

„Wir streiten uns über die Breite des Hellespont."

„Die Meerenge ist nicht breit, die Strömung aber sehr heftig," erwiederte Byron mit beinahe kindischer Freude. „Ich brauchte über eine Stunde, eh' ich

hinüber kam. Aber glauben Sie mir, es war ein gut Stück Arbeit! Diesen Ruhm wird mir Keiner so leicht streitig machen."

Helene seufzte, als sich die Gesellschaft entfernt hatte und sie mit ihren Empfindungen wieder allein war. „Nein," sprach sie entschlossen zu sich selbst, „ich will dem Gedanken nicht mehr Raum geben in meinem Herzen. Ich war beruhigt, ich will es bleiben; aber ich werde den entsetzlich Gefährlichen auch nicht mehr sehen, ausgenommen — hier zitterte ihre Stimme, des Unrechts sich bewußt, dem sie Worte leihen wollte — ausgenommen, wenn er einmal recht unglücklich werden sollte! Warum gibt es Individuen unter Frauen und Männern, die immer nur hinreißen und doch immer nur den gefesselten Theil elend machen? Sollten sich in ihnen etwa jene unseligen Seelen verpuppen, die unheimlich eine ähnliche Existenz führen müssen, wie die Kometen unter den Gestirnen? — Und dieser Byron, halb Gott, halb Dämon in Allem was er thut, sagt, denkt! — Still! Er sei vergessen, weil ich glücklich zu sein mich ent-

schlossen habe. Er wird aber noch vielen Frauen das Herz brechen — sehr vielen."

Die arme, dem Geschick und ihrem Herzen trotzende Frau stand vor ihrem Trumeau und zerpflückte die Blumen, womit sie ihr schönes Haar geschmückt hatte. „Sein Blick ruhte liebevoll fragend darauf. Ich mag sie nicht mehr sehen, am Ende hätte sich sein Auge darin verborgen und blitzte mir daraus entgegen. — So! Jetzt bist Du nicht mehr für mich vorhanden, Himmelsauge, auf dessen Grunde Gluthen der Hölle rollen."

Helene vernahm ein leises, tiefes Schluchzen. Sie wendete sich um und entdeckte in einem düstern Winkel des Zimmers ihre Freundin Alice, das Gesicht in beide Hände gedrückt, und so vorwärts gebeugt auf einem Tische ruhend. Neben ihr lag Childe Harold. „Was ist Dir, gute Alice? Warum weinst Du?" fragte Helene theilnehmend, den eigenen Schmerz über das Leid der Freundin vergessend.

„Ach, liebe Helene," versetzte Alice, indem sie die thränenden Augen zu ihr erhob und die zarten Hände

gegen ihre Stirn drückte. „Ich wünschte doch sehr, noch im Besitze des Agatsteines zu sein! Weißt Du, des Amulets gegen die Liebe.“

„Wie! Gute, liebe Alice, bist Du auch von ihm verwundet worden?“

Das Mädchen schüttelte zwar den Kopf, weinte aber fortwährend, und Helene hatte guten Grund zu glauben, die so lange Unempfindliche sei unheilbar, bis auf's Leben von einem Blicke Byron's getroffen.

## 3.

Lord Byron hatte einen großen Theil der Nacht hindurch gearbeitet. Seine Phantasie und sein Herz zogen ihn vereint nach Griechenland, wo er Alles fand, was sein Talent bedurfte. Er arbeitete am „Corsar,“ jenem düstern, in orientalischen Farben prangendem Gedichte, von dem er in scherzender Schwermuth zuweilen äußerte, er selbst sei bei den erzählten Begebenheiten eine handelnde Person gewesen. — Es war schon hoch am Tage, als er aus unruhigen Träumen erwachte. Fletcher trat ein mit

Briefen, Visitenkarten und Zeitungen. Auch einige Paquete, Manuscripte enthaltend, waren angekommen, Productionen junger Dichter, die um Byron's Verwendung und Protection baten. Unserm Freunde erschien diese unerwartete Wendung seines Schicksals beinahe mährchenhaft, der Einfluß aber, den sie auf sein Gemüth hervor brachte, war kein günstiger. Denn von Natur dazu geneigt, die Menschen gering zu achten, sah er in dieser Verehrung seines Talentes nur die Charakterlosigkeit des Zeitalters, die Verderbtheit des menschlichen Herzens, dem nichts mehr ursprünglich heilig ist. Er achtete daher auch nur in so weit auf den Weihrauch, der ihm öffentlich und im Geheim gestreut wurde, als seine Eitelkeit sich dadurch geschmeichelt fand. Die Opfernden selbst blieben ihm größtentheils gleichgültig.

„Es war für ihn eine erheiternde Zerstreuung während des Frühstücks, das nur aus einer Tasse starken Thee's ohne irgend eine Zuthat bestand, die eingelaufenen Briefe, die klugen und thörichten Lobpreisungen aus der Ferne und Nähe zu lesen. Beach=

tenswerth fand er darunter nur die anonymen Billets, am meisten dann, wenn Styl und Handschrift eine Dame verriethen. Ueber solchen Billets vertändelte Byron oft viele Stunden, ohne irgend Anstalt zu treffen, die verschleierten Bewunderer seines Genius kennen zu lernen. „Sind es ehrlich gemeinte Herzensäußerungen, so melden sie sich,“ sprach er zu sich selbst. „Keine Frau, kein Mädchen ist so frei von Eitelkeit und Neugier, um dauernd nur stillschweigend oder maskirt zu bewundern.“ Unter der diesmaligen Sendung aber interessirten ihn doch zwei Briefe sehr lebhaft. Einer derselben war „Alice“ unterzeichnet. Die Verfasserin, deren Bild ihm nur undeutlich noch in der Erinnerung vorschwebte, forderte mit schmerzlich bangen Worten einen Agatstein von ihm zurück, dessen schalkhafte Entwendung sie ihm Schuld gab. Byron erinnerte sich endlich des magischen Steines und der wunderlichen Veranlassung seines Raubes. Er mußte jetzt über seine Schwäche, seine abergläubische Einfalt lachen. „Das gute Kind,“ sprach er, den sorgfältig verwahrten Stein in ein Kästchen ver-

schließend, „wahrscheinlich macht irgend ein treuloser Mann ihrem Herzen viel zu schaffen, und da soll nun ein in frühern Tagen erprobter Talisman neue Wunder bewirken. Deine Bitte soll erfüllt werden. Möge das Amulet sich Dir nur kräftiger zeigen als mir! Denn ich habe leider die Erfahrung gemacht, daß die Liebe aller Otren unserm Herzen Hinterhalte legt und uns überwältigt mit und ohne geweihten Agatstein!"

Er schrieb einige verbindliche, seine Thorheit entschuldigende Worte dazu, und übersendete Stein und Brief der beunruhigten Bittstellerin. Das zweite Schreiben war von Mary, die schon seit längerer Zeit von ihrem Gatten geschieden, jetzt von dem Geräusch der Welt zurück gezogen in London lebte. Mary bat ihn um eine Zusammenkunft, die ihrer Behauptung zufolge sein eigenes Wohl betreffen sollte. Byron ward von dieser Einladung ergriffen, erschüttert. Muthig und unerschrocken traute er sich doch nicht genug Kraft zu, um eine länger dauernde Unterhaltung mit seiner Jugendgeliebten ohne äußerste Auf-

regung eingehen zu können. Er war lange unentschlossen was er thun sollte. Sein Verstand mahnte ihn ab von dem Schritte, sein Herz bebte in schmerzlicher Sehnsucht dem Augenblicke einer Wiedervereinigung entgegen.

In Scheu und Verlangen fand sein Denken keinen Ausweg, sein Wille keine Entscheidung, und er griff, obwohl er ein solches Verfahren bei ruhigem Blut lächerlich fand, zu dem Zufallsspiel durch Losung. Mary's Bild, das er an einer Haarkette fortwährend auf der Brust trug, sollte den Ausschlag geben. Er legte es flach auf die Hand, mit dem Gesicht nach oben gekehrt. Fiel es, in die Luft geworfen, in gleicher Lage wieder zurück auf seine Hand, so wollte er Mary wieder sehen, wenn nicht, in theilnehmend dankenden Worten eine Ablehnung des Antrages an sie senden. Mit ungestümem Herzklopfen schleuderte Byron das theure Medaillon bis fast an die Decke des Zimmers, es wirbelte im Fluge rasch um seine Achse und als es herab fiel, schloß Byron scheu die Augen, als fürchte er Gewährung, besorge eine ver=

neinende Antwort vom Schicksal. Jetzt öffnete er sie wieder, Mary's freundlich lächelnder Blick begegnete dem seinigen. Er zitterte vor Freude, vor Bangen, und konnte die Stunde kaum erwarten, die Mary für eine ungestörte Unterredung festgesetzt hatte. —

Auf einem Square des Westends in einem kleinen, aber artig eingerichteten Hause lebte Mary unter dem Namen Mistreß Chaworth schon seit vielen Monaten. Es bangte ihr nicht weniger, als Byron, vor der erwünschten Zusammenkunft. Ihre edle, schlanke Gestalt in die ernste Wittwentracht gehüllt, da sie als solche leben und gelten wollte, gab den schmerzlich melancholischen Zügen einen rührenden Ausdruck, und war auch der erste Duft der Jugend bereits verloren gegangen, so konnte Mary doch noch immer für ein außerordentlich schönes Weib gelten. Auf ihrem nur mit leisem Rosenhauch überdufteten Antlitz weinte der frühere Lebensübermuth in holdem Lächeln, und konnte ein tiefes Gemüth gewiß leichter fesseln, als der tändelnde, hin und wieder hüpfende Scherz, mit

dem die unerfahrene Mädchenwelt lockt, kirrt, täuscht und verhöhnt. —

Obwohl sich Byron von Mary vergessen glaubte und ihrem Benehmen zufolge ein Recht dazu hatte, war doch ihr inneres Auge fortwährend fast auf alle Schritte geheftet, die Byron zu thun veranlaßt wurde. Mit Schmerz und bitterm Kummer hatte sie die Schwelgereien des ehemaligen Geliebten vernommen und oft in vergrößertem Maßstabe durch ihren ungebildeten Gatten ein wahrhaft verabscheuungswürdiges Gemälde seiner Thorheiten entwerfen hören. Das Herz der Liebe richtet aber immer milder und auch gerechter als die kalte Theilnahmlosigkeit der Welt. Sie verzieh, was sie nicht entschuldigen konnte, und erkannte in Vielem nur den unbefriedigten Drang eines übervollen Herzens, das regellose Aufleuchten eines Geistes, der seinen Wirkungskreis noch nicht gefunden.

Die Kunde von Byron's Rückkehr aus Griechenland ereilte sie schon in ihrem stillen Asyl. Dahin fand auch einige Monate später der wachsende Ruhm

des Geliebten seinen Weg, und Mary müßte gefühllos oder neidisch gewesen sein, hätte sie über diese Wendung in Byron's Leben sich nicht innigst gefreut. Sein Name konnte jetzt nicht mehr leicht genannt werden, ohne auch in entfernteren Kreisen leise nachzuklingen. So ward denn Mary gar bald von den Neigungen des noch immer gleich empfänglichen Dichters unterrichtet. Dies allein und die vielen sich oft widersprechenden Gerüchte, mit denen sich die Welt trug, vermochten sie zu dem Schritte, den sie gethan und der ihr Herz nicht weniger erschütterte, als den ungestümen, leidenschaftlichen Dichter.

Byron war befangen, doch ruhig, als Mary ihm mit traulicher Zuvorkommenheit die Hand reichte und zum Sopha führte. Ein schöner Knabe von ungefähr fünf Jahren spielte mit einem Regiment bleierner Soldaten und bot dem Fremden ohne Scheu die Wange zum Kuß. „Du hast ja ein paar Spiegel im Gesicht," sagte das Kind recht herzlich lachend, „ich sehe zwei George! Jetzt nicht mehr; wenn Du die Stirn so kraus ziehst, haben die beiden Jungen

ganz breite Gesichter. Du machst sicher Carikaturen wie Jenkins. Das kannst Du sein lassen. Mutter ärgert sich drüber."

Byron nahm den Knaben auf den Schooß und suchte das anfangs etwas einsylbige Gespräch nach und nach zu beleben. Der kleine Georg gewöhnte sich an den Fremden und neckte sich mit ihm. Mary gedachte der vielen Triumphe, der ehrenden Auszeichnungen, die Byron erlangt hatte, mit warmer Anerkennung, und dieser war eine viel zu offenherzige Natur, um selbst von zarteren Siegen oder deren Hoffnungen lange zu schweigen. Der Name Annabella entschlüpfte seinen Lippen.

„Kennen Sie Miß Bella?" unterbrach ihn Mary.

„Schon seit Wochen. Wir stehen in lebhaftem Briefwechsel und ich muß bekennen, daß Miß Bella's Verstand selbst meines Herzens Blöße erlauscht hat. Von Gemüth ganz Mädchen, ganz Weib, ringt sie in geistiger Klarheit mit den vorzüglichsten Männern um die Wette. Glauben Sie mir, Mary — Mistreß

Chaworth — Miß Bella entzückt, reißt hin und hat ein Recht, über ihre Siege zu lächeln."

„Sie werden sich bald vermählen, Mylord?"

„Vielleicht! — Wenn mein Herz noch lieben könnte, wenn es geliebt würde —? Es ist auch möglich, daß ich wieder in's Ausland gehe. Wir Poeten sind ein unbeständiges, unzuverlässiges Völkchen. Unsere Gefühle sind schöner als wahr, unsere Gedanken leuchten, ohne zu wärmen, am wenigsten, so lange sie noch in ihrem Käfig sitzen. Dann schlafen sie nur, Mary, oder zwitschern unharmonisch. Flügge und des Anhörens werth macht sie allein krampfhafter Schmerz, afrikanische Gluth des Gehirnes — mit einem Worte, die Todtenklage über verloren gegangenes Glück." —

Byron's Stirn sank auf Mary's zitternde Hand herab. Sanft zog sie dieselbe zurück, Byron's flammendes Auge traf fragend, halb zornig, den ruhigen Blick der schönen Frau.

„Mit solchen Gedanken und Empfindungen würden Sie schwerlich glücklich werden in der Ehe."

„Warum? Wie kommen Sie darauf?“ versetzte Byron. „Habe ich gesagt, daß ich mich verheirathen werde?“

„Ihr Mund hat es nicht gesagt, Ihr Auge aber, Ihr Herz, Ihre Leidenschaft verrathen es mir. Gordon,“ fuhr Mary mit sanfterer, bittender Stimme fort, „ich darf Sie wohl nicht an frühere Tage erinnern, um Sie zu überzeugen, daß ich es redlich mit Ihnen meine. Nicht mein selbst verschuldeter Schmerz, mein verlorenes Glück weint an Ihrem Herzen; die Bitte, die mich Sie hierher rufen ließ, besteht darin, Sie zu beschwören, Gordon, daß Sie nicht zu rasch, zu leidenschaftlich Ihr künftiges Geschick einer unerforschten Aufwallung Ihrer Gefühle opfern mögen! — O hören Sie mich, Gordon! Miß Bella ist Ihnen nicht gleichgültig, ich weiß es, und mir ist Bella nicht unbekannt. Sie ist schön, verführerisch, ein Weib, vielleicht das trefflichste, aber keine Gattin für Sie! Gordon, wenn das Licht des Morgensterns von Annesley-Hall,“ setzte sie mit bezauberndem Lächeln hinzu, „noch nicht ganz am Himmel Ihrer

Erinnerung erloschen ist, so versprechen Sie, meine Bitte zu beachten. — Sie sollten gar nicht heirathen!"

Byron hatte mit wechselnden Empfindungen diese Ermahnungen Mary's angehört. Er fühlte sich ergriffen und die Wahrheit des Gesagten leuchtete ihm ein. Nur die Schlußworte erweckten einigen Verdacht gegen die Reinheit von Mary's Absichten. Der sie begleitende Seufzer schnitt tief in sein Herz, aber nicht wohlthuend. Sprach Mary vielleicht so warm für sein Wohl, weil sie das ihrige mit dem seinigen verknüpft wünschte oder bereits sah? Dieser Gedanke schon verletzte Byron's Stolz, seine Theilnahme an Mary schwand, alle Qualen, die sie ihm verursacht, arbeiteten in seinem übervollen Herzen. Dennoch schwieg und bemeisterte er sich. Unsicher doch ruhig versetzte er:

„Sie haben Recht, Mistreß Chaworth. Ist es schon unklug, wenn ein Poet sich vermählt, so würde es dem Wahnsinne ähneln, wenn ich in meiner Eigenschaft als Mensch und Dichter einen solchen

Schritt wagen wollte! Nur eins ist ärgerlich: Was fangen wir zuletzt an mit den Geliebten, die uns doch Zufall und Leichtsinn in die Arme führen? Eine verlassene Geliebte wird nie unsere Freundin werden und wenn sie für uns sterben könnte. Und von feindlich gesinnten Frauen sich umgeben zu wissen, das, Mary, heißt mit dem Teufel sich duzen und doch Priester sein wollen!"

„Sie sind berühmt, Gordon," versetzte Mary nach einer Pause, „die Muse wird Ihnen mehr Freuden gewähren, als der leichte, täuschende Rausch der Liebe."

„O die ganze Welt für eines Weibes Kuß!" rief Byron aufspringend. „Was gilt mir Poesie und Ruhm, wenn das Blut in meinen Adern siedet! Ich verwünsche es nur, daß ich nicht in einer einzigen Umarmung alle Liebe auf Erden auf einmal genießen, für ewig aufzehren kann. Ein Flammengeist wünschte ich zu sein, damit sich nach mir Keiner rühmen könnte, zu fühlen, was mich vernichtet hat! Nein, Mary,

nein, ein Kuß, ein Herzschlag der Liebe ist mehr werth, als Homer und Shakespeare!"

Mary schwieg. Der leidenschaftliche Ausbruch Byron's hatte sie eingeschüchtert. Einem solchen zügellos tobenden Gemüth war die Sanftmuth ihrer sorgenden Milde nicht gewachsen. Da Byron sich anschickte zu gehen, machte sie keinen Versuch, ihn noch länger zu halten. Mit dem seelenvollsten Blick, der ihr zu Gebote stand, reichte sie dem Scheidenden die Hand. „Ich meinte es gut, Gordon, und wünschte Sie gern vor der Trübsal zu bewahren, die — mich selbst betroffen hat."

Ihre Stimme zitterte, die letzten Worte waren kaum hörbar. Byron antwortete nicht, nur ein Blick traf sie, der heiß, glühend, versengend, wie aus einem Vulkan, in ihre Seele fiel. Mary bedurfte Wochen um ihn zu vergessen.

„Wenn Du wieder kommst, fremder Mann, so sprich leiser. Meine Mutter zittert. Du kannst mir Pferde mit bringen," sprach Georg. Byron reichte ihm die Hand. „Sei erst artig," sagte der Knabe

und zog die seinige zurück. Der Dichter runzelte die Stirn, ging und sah Mary niemals wieder.

4.

Wir überspringen einen längeren Zeitraum in dem Leben unseres Freundes, das innerhalb der Grenzen eines Jahres zwischen neuen Triumphen und wüsten Zerstreuungen schwankte. Sein rastlos thätiger Geist, sein begehrendes Herz ließen ihn vergeblich auf die Ruhe warten, die er sich wiederholt wünschte. Die Gesellschaft, mochten auch luxuriöser Glanz und Schönheit ihren Werth erheben, genügte ihm nicht, denn sie verschaffte seinem gährenden Gedankenleben keine Erleichterung. So zwang ihn oft die Erschlaffung inmitten zahlloser Zerstreuungen zu ungewöhnlichen Aufreizungen seine Zuflucht zu nehmen, und häufig sah den gefeiertsten Dichter Englands der erwachende Tag bleich, mit schwerem Kopf und unbefriedigtem Herzen aus einer Taverne zurück in sein Hotel wanken, wo neue Huldigungen seiner warteten, die er eben so mürrisch bei Seite schob,

als sie in glücklicheren Stunden ihn erheitern konnten.

Ueberdruß, Verstimmung und beleidigte Eitelkeit vertrieben ihn aus London. Er bedurfte wieder der Einsamkeit, um sich selbst, sein verschüttetes Gefühl, den Trost der Dichtkunst wieder zu finden, deren Muse über den Unglücklichen weinte. Die Zelle in der Abtei Newstead hatte ihn abermals freundlich, tröstend aufgenommen. Dort leuchtete jetzt wieder tief in die Nacht hinein die stille Flamme seiner Lampe und warf blasse Streiflichter hinunter in den Klostergarten. Zu beiden Seiten seines Arbeitstisches waren antike Büsten aufgestellt, auf dem Pulte selbst prangten die beliebten Schädel auf ihren silbernen, fein gearbeiteten Fassungen. Ein vergoldetes Crucifix und ein Schwert in vergoldeter Scheide hingen darüber. Die kleine Handbibliothek war ausgesucht und die stäte Erholung des Dichters, wenn ein längerer Anfall von Melancholie jeden Hausgenossen bei Gefahr seines Lebens von ihm fern hielt. In solchen Stunden schien Byron mit der Bedürftigkeit der menschlichen

Natur nichts gemein zu haben. Er konnte fast ohne Speise und Trank leben, und nur, wenn er zwei Tage lang dem strengsten Fasten sich unterzogen, erschien er wieder unter Menschen. Jetzt sanft, hingebend, liebeweckend, liebebedürftig. Das wilde Feuer seiner Augen war gemildert zu einem schwärmerischen Glanz, der alle Herzen berückte. Seine Stirn, weiß wie cararischer Marmor, schien zu leuchten von eben so erhabenen als furchtbaren Gedanken.

Es war nicht zu verwundern, daß selbst seine treu ergebensten Diener über diese außerordentliche Lebensart ihres Gebieters wunderliche Gedanken hegten. Einige glaubten, ein türkischer Zauberer habe ihn für gewisse Tage des Verstandes beraubt, Andere hielten den armen Herrn mit einer unsühnbaren That belastet, während die Dritten für die Meinung stritten, es liege ein solches halb tolles Treiben in der Familie der Byron, die von jeher mit dem Teufel in Verkehr gestanden habe. Unter diesen Letzteren befand sich der alte Murray, dessen Stellung

wenigstens vermochte, daß anders Denkende nicht laut ihre Ansichten aussprachen.

Wir begleiten den Dichter an den Ort seines schauerlichen Einsiedlerlebens. Es ist Mitternacht, er sitzt schreibend am Pult, schweigsam, mit so furchtbar gefalteter Stirn, als arbeite ein Ungeheures, allen Menschen Feindlichgesinntes in seinem Gehirn. Schlagen wir einige der Blätter zurück, über die sein Kiel in zitterndem Fluge gleitet. Sie werden uns die Kämpfe eines Menschen, eines ungewöhnlichen Geistes enthüllen.

## Aus Byron's zerstreuten Gedanken.

„Nur Gott weiß, was uns taugt, er lenkt Alles zum Besten, so sagt man. Ich habe dies entgegen zu halten: Zuletzt lasse ich mir den Glauben nicht nehmen, daß die Menschen sich einander mehr Uebles zufügen, als ihnen der Teufel selbst zufügen könnte."

„Wir sollen das Traurige vergessen und zu unsern alten selbstsüchtigen Trostgründen, oder vielmehr zu unserer trostreichen Selbstsucht Zuflucht nehmen."

„Das Weltall ist ein Buch, von dem man nur die ersten Seiten gelesen hat, wenn man außer seinem Lande kein anderes sah. Ich habe eine große Anzahl durchblättert und alle schlecht befunden. Diese Prüfung war nicht unnütz. Ich haßte mein Vaterland, aber die Fehler der verschiedenen Völker, unter denen ich lebte, haben mich zum Theil wieder mit ihm ausgesöhnt."

„Seltsam, ich setzte meinen Kopf nie ernstlich an einen Wunsch, ohne ihn zu erreichen — und zu bereuen. Ich fange an, mit den guten alten Magiern zu glauben, daß man nur für das Volk, nicht für den Einzelnen beten solle; das würde aber nach meinem Princip nicht sehr patriotisch sein."

„In den vereinigten Staaten beginnt man meine Verse zu verdauen. Das sind die ersten Zeitungen, deren Klang wie Ruhm in mein Ohr dringt — gelesen zu werden an den Ufern des Ohio! In einem fernen, erst entstehenden Lande beliebt zu sein, ist eine Art von Vorgefühl des Ruhmes nach dem Tode."

„Ich habe ein Gedicht in's Feuer geworfen, das recht lustig aufloderte und den Plan zu einem andern weggeraucht. Ich wollte, das Denken ließe sich eben so leicht entfernen, denn wenn ich's zu arg treibe, so glaub' ich, mein Verstand wird die Regierung niederlegen."

„Zieht man vom Leben die Kindheit ab, (die nur Vegetiren ist) — den Schlaf, das Essen und Vollschwemmen, das Auf- und Zuknöpfen, — wie viel bleibt von kernhafter Existenz? Der Sommer einer Feldmaus."

„Sonderbar, ein wirklicher Wollüstling wird nie seinen Geist der gemeinen Wirklichkeit hingeben. Nur dadurch, daß wir das Irdische, das Materielle, das Physische unserer Vergnügungen erhöhen, indem wir den Gedanken daran verhüllen, oder wenigstens nie geradezu gegen uns selber nennen, können wir allein verhüten, daß er uns nicht widerlich wird."

„Die Gegenwart eines Frauenzimmers hat für mich immer etwas Erweichendes; selbst, wenn ich nicht in sie verliebt bin, theilt sich mir ein ganz eigener

Anhauch von Milde mit, den ich mir nicht erklären kann, weil ich eben keine große Vorstellung vom schönen Geschlecht habe."

„Glücklich fühle ich mich nicht, wenn ich allein bin, aber ruhiger macht mich die Einsamkeit. In Gesellschaft kann ich weit weniger ausdauern, selbst nicht in der des Weibes, das ich liebe — Gott weiß es nur zu gut und der Teufel vermuthlich auch — Gleich sehne ich mich wieder nach meiner Lampe, wie es mir scheinen will — um meine Gedanken zu suchen. Sie schwärmen ewig — warum? Wahrscheinlich sollte in der Stunde meiner Geburt eine Revolution im Himmel ausbrechen. Wäre sehr vortheilhaft gewesen."

„Eine Frau würde meine Rettung sein? Gut. Doch wenn ich liebe, werde ich eifersüchtig sein und gerade deshalb werde ich nicht lieben. Auch fürchte ich mein Temperament und besorge, es würde mich zu einer von unsern orientalischen Arten der Rache verleiten. Darum will ich nichts davon wissen, sondern lieber allein und einsam bleiben, obgleich es mir

wohl lieb wäre, dann und wann Jemand zu haben, der mit mir gähnte."

„Wenn ich erst eine Frau habe und die Frau bekommt einen Sohn — wer auch immer daran schuld sein mag — so will ich meinen Stammhalter so unpoetisch erziehen, als nur möglich. Er soll Jurist werden, oder Seeräuber, oder — sonst was. Schreibt er aber auch, so erkenne ich ihn nicht an und jage ihn fort, mit einer Banknote in der Tasche und dem Fluche: Mögen Dich alle Weiber lieben! Das brächte ihn bei Zeiten zur oder von der Vernunft, und in beiden Fällen wäre ihm geholfen." —

„Ich bin seit vier Tagen nicht aus dem Zimmer gegangen, aber ich habe mich der Motion wegen täglich eine Stunde mit Rushton bei offenen Fenstern geboxt, um mager zu bleiben und das Aetherische in mir zu erhalten. Je heftiger die Ermüdung, desto aufgelegter fühle ich mich für den Tag; und dann haben meine Abende diese stille Aufgelöstheit eines abgespannten Hinschwindens, die mir so wohl behagt. — — Ich muß aber bald auf eine Beschäftigung

denken; mein Herz fängt wieder an, an sich selbst zu nagen."

„Gibt es Etwas jenseits? — Wer weiß es? — Der's nicht sagen kann. Wer sagt, es gibt eins? — Der's nicht wissen kann. — Vielleicht, wenn er's nicht erwartet, und auf alle Fälle, wie er's nicht wünscht. In dieser letzten Hinsicht indessen sind sich nicht Alle gleich. Es beruht großentheils auf Erziehung — etwas hängt vom Nervensystem und von der Gewohnheit ab — das Meiste aber von der Verdauung."

„Ach Gott, ich wollte ich wäre auf einer Insel, die mir allein gehörte! — Ich bin nicht wohl, und doch sehe ich gesund aus. Zu Zeiten fürcht' ich, ist's mit meinem Verstande nicht ganz richtig; — und doch haben mein Herz und mein Kopf manchen Stoß ausgehalten, und was fehlt ihnen denn eigentlich jetzt? — Sie nagen aber an sich selbst und quälen sich ab, und ich bin elend — recht elend — „Ich bitte Dich, mach' mir doch diesen Knopf auf — warum haben denn Katzen, Ratten, Hunde ein so

zähes Leben — und Du gar keins?" Sechs und zwanzig Jahre alt, heißt es; ei, in der Zeit hätte ich Pascha werden können und sollen. „Ich fange an, der Sonne überdrüßig zu werden."

„Ich begreife nicht, wer zum T—l solch eine Welt machen konnte! Was sollen z. B. Stutzer — und Könige — und Professoren — und Weiber von gewissen Jahren — und viele Männer und von jedem Alter — und ich vor Allen!"

„Mäßig sein ist eine Qual, aber an der Einsamkeit finde ich so viel nicht auszusetzen. Je mehr Menschen ich sehe, desto weniger gefallen sie mir, nämlich die Männer. Könnte ich das von den Weibern nur auch sagen, so ginge Alles gut. Und warum kann ich's nicht? — Ich bin jetzt sechs und zwanzig Jahre alt, meine Leidenschaften haben genug bekommen, sich abzukühlen, mein Herz mehr als genug, um welk zu werden — und doch — und doch — immer doch und aber — „Vortrefflich, Ihr seid ein Fischhändler" — „geh' in ein Nonnenkloster" — Sie foppen mich, bis es bricht."

„Die Bourbons sind wieder eingesetzt? — „An den Galgen mit der Philosophie!“ Wahrhaftig, ich habe lange mich und die Menschen verachtet, aber nie zuvor hab' ich meinem eigenen Geschlechte in's Gesicht gespieen. — O Narr! Ich werde wahnsinnig!“

---

Durch solche Aeußerungen, bei nächtlicher Weile auf's Papier geworfen, suchte Byron den Stürmen seines Innern zu begegnen. Es waren immer nur Exclamationen, aus Stimmungen des Augenblicks hervorgegangen, ohne Zusammenhang und dauernde Beziehungen zu ihrem Urheber. Consequenz lag überhaupt nur in so fern in Byron, als Handlungen und Gedanken sich bei ihm in einem gewissen Kreislaufe wiederholten. Nur gestalteten sich beide immer excentrischer, weil ihm von Jugend auf ein geeignetes Terrain für Uebung und angemessene Pflege seiner riesenhaften Kräfte gemangelt hatte. So kehrte sich Alles bei ihm nach Innen, nagte sein Herz an und vergiftete das edelste Blut. Selbst der beispiellose

Ruhm, den er gewonnen, ward ihm zu Gift; denn blieb er ihm dauernd treu, so mußte das Einerlei dem Unruhigen langweilen, und löschte Befeindung die ihm angezündeten Opfer aus, so stachelte ihn diese Ungerechtigkeit zu Extravaganzen, die man ihm bisher nur andichtete. Auf allen Seiten war Anreiz zu bedeutenden Thaten, nirgends aber ein Ziel, nach dem es ihn unwiderstehlich hinriß.

Nach ein paar ähnlich zugebrachten Nächten erschien er milder als sonst, und einige Freunde, die unterdeß in der Abtei angekommen waren, ließen nicht ab, durch Bitten und Ueberredung in ihn zu bringen, doch ja etwas Entschiedenes für seine Selbstrettung zu thun. Byron hörte sie ruhig an. „Was soll ich machen?" fragte er sie endlich. „Sagt mir grad' heraus, was Ihr fordert."

„Sie müssen sich verheirathen, Freund," antwortete der Vertrauteste. „Der Umgang mit einem schönen weiblichen Wesen, das Sie liebt, wird Ihnen Ruhe und Freuden bringen; und neckt Sie der böse Dämon, so weiß ihn das Auge der liebenden Gattin

gar verständig zu bändigen. Wer hätte auch größere Ansprüche auf das höchste Erdenglück als Sie! Gefeiert von halb Europa, bewundert von Allen, geliebt von den Edelsten, in strotzender Kraft und Blüthe der Jugend, wie Ihres beglückenden Talents; so müssen Sie hinreißen, und wenn Sie nur irgend Kleinigkeiten Ihrem eigenen Besten zu opfern verstehen, so ist jeglicher Wunsch Ihres Herzens befriedigt."

„Eure Rede hört sich ganz lustig an," versetzte Byron, „aber nun seht meine Erwiederung!" Er führte die Freunde auf sein Zimmer und langte aus einem Wandschranke eine Menge Papiere. „Seht," fuhr er fort, „das sind die seltenen Gaben, die ich einem Weibe außer meinen übrigen anrüchigen Außergewöhnlichkeiten noch zum Ueberfluß zu bieten habe. Hier eine Schuldenlast von siebenzigtausend Pfund Sterling, Kleinigkeiten nicht mit eingerechnet. Vernachlässigte Kohlengruben, in die ich mich selbst verfügen muß, wenn ich Vortheil daraus ziehen soll, obwohl ich nicht mehr davon verstehe, als von dem

Otaheiti'schen, und endlich ein halb verfallener Stammsitz, dessen gründlicher Ausbau mich vollends in's Unglück stürzen würde. Seht, Freunde, das müßte ich dem Weibe meiner Wahl sagen."

„Possen!" riefen diese. „Wollen Sie ein Thor sein? Wählen Sie eine reiche Erbin, und Glück und Credit sind Ihnen gesichert."

„Ich bin zu linkisch — lahm, wie mein Fuß. Verdammt sei die Hexe, die mich so verunstaltete!"

„Kennen Sie Miß Suffield? — Oder Lady Crawford? Eine junge Wittwe, ein und zwanzig Jahre alt — außerordentlich reizend und sehr schwer, Gordon, bei Gott! Hat ihre zwölf tausend Pfund jährlich! — Ueberdies noch ein einziges Kind, dem eine bedeutende Erbschaft gewiß ist."

„Ihr wißt, ich hasse bloße Geldheirathen," versetzte Byron, zog eine Pistole aus der Tasche und zerschoß damit eine Wasserflasche, die auf dem Kaminsims stand.

„Gott, wie Sie einen erschrecken können! Das

sind offenbare Tollheiten, denen Sie entsagen müssen, wenn Sie heirathen."

„Wenn ich heirathe," wiederholte Byron und zerschmetterte durch einen zweiten Pistolenschuß eine andere Flasche. „Ich habe seit zwei Tagen blos gesodawassert und ärgere mich über jede leere Flasche. Sehe ich die Scherben, so gebe ich mich zufrieden. Das Zerstören gehört einmal zu meinen Leidenschaften. Das sage ich Euch, wenn ich heirathe, so muß ein Contract festgesetzt werden, daß meine Frau diesem Zerstörungseifer keinen Eintrag thun darf."

Die Freunde lachten, der eifrige Kuppler war unermüdlich, dem Lord neue heirathsfähige Mädchen zu nennen. „Ach ja," fuhr er fort, „wie heißt doch die schöne Tochter Sir Ralph's, von der Sie vor Jahr und Tag so bezaubert waren?"

Byron schleuderte das Pistol zu Boden. „Hol' sie — doch ja, sie ist schön und äußerst reizend. Ich habe mich schon einmal in sie verliebt und — verdammt sei ihr Trotzkopf! — Annabella schreibt reizende, verführerische Briefe."

„Gerade diese paßt für Sie," sagte der Vertraute. „Sie ist schön, jung, klug, vermögend, und versteht kleine Fehler an einem ausgezeichneten Manne von dem rechten Gesichtspunkte aus zu beurtheilen."

„Ihr laßt mir keine Ruhe," versetzte Byron, „bis ich mich selbst in's Joch spanne. Sei's denn versucht, und was gut ist, möge geschehen!"

Er setzte sich auf der Stelle nieder, und hielt bei Sir Ralph um die Hand seiner Tochter an. Als der verhängnißvolle Brief abgegangen, überließ sich Byron mit seinen Freunden den üblichen Vergnügungen des Fechtens, Boxens und Schiffens auf dem Landsee, Zerstreuungen, mit denen er gewöhnlich die bei ihm zahlreichen Stunden der Langeweile ausfüllte. Zu Nacht ward eine Schifffahrt mit Fackeln veranstaltet. Murray mußte die Leitung des kleinen Schiffs übernehmen, was der Alte nur zu gern that, da er dabei Gelegenheit hatte, mit seiner geringen Kenntniß vom Seewesen zu prahlen. Später vereinigte ein gemeinsames Mahl die heiteren Genossen, und als der rothe Burgunder in den Kelchgläsern

perlte und die Versammelten auf eine bejahende Antwort von Miß Bella und eine glückliche Ehe mit ihr die Gläser leerten, erwiederte Byron in sorglosem Frohsinn den ausgebrachten Toast und that den Freunden munter Bescheid. Erst als er den geleerten Pokal niedersetzte, machte dessen Anblick ihn erblassen. Zittern ergriff ihn, er war einer Ohnmacht nahe. Der Dichter hatte sein eigenes Wohl und Glück aus jenem Todtenkopfe getrunken, dessen er sich früher und auch jetzt noch für gewöhnlich bediente. Byron's Munterkeit war dahin, er verließ seine Gäste und zog sich in der seltsamsten Stimmung auf sein Zimmer zurück. —

Schlaflos, erwartungsvoll verging die Nacht, die Byron's Vergangenheit von einer verhängnißvollen Zukunft schied. Erst gegen Morgen war er eingeschlummert. Wüste, unheimliche Traumbilder störten auch hier seine Ruhe. Dumpfe Stimmen nannten seinen Namen, es war ihm, als ob ein heftiger Streit von verschiedenen Parteien um sein Seelenheil entstanden wäre, dem er beiwohnen müsse, ohne irgend

ein Wort der Entscheidung sprechen zu dürfen. Das Geräusch ward endlich so laut, daß er darüber erwachte und wirklich unter seinem Fenster einen heftigen Wortwechsel hörte. Murray's und des fistelnden Francis Stimmen ließen sich nicht verkennen. Jener schimpfte, Dieser strafte im psalmistischen Predigertone. Byron öffnete das Fenster, um zu sehen, was es wohl geben möchte. Murray stützte sich auf einen Spaten, womit er ein Beet umgegraben hatte, und zeigte dem nebenstehenden Weißwade einen Fund, den er gemacht. Ihre Meinungen darüber mußten sehr verschieden sein, denn Francis zeterte entsetzlich und sprach fortwährend von heidnischem Aberglauben und ähnlichen Dingen.

„Bei alledem, Francis, ist er's dennoch," versetzte mit gehaltener Ruhe der alte Haushofmeister. „Ich weiß mich noch recht gut des Tages zu erinnern, wo ihn die Lady — Gott hab' sie selig — verlor. Es war just einen Tag früher, als Se. Herrlichkeit nach Griechenland abreisten. Und Ihr mögt nun jajaen, wie Ihr wollt, Francis, und Knox mit allen schot-

tischen Rundköpfen citiren, Recht bleibt doch immer Recht!"

„Nein," schrie Weißwade, „es ist nicht und darf nicht sein! Ich kann mich des Tages auch noch erinnern, wie denn mein Gedächtniß unter allen Gottesgaben, die mir verliehen worden, die fürnehmste ist. Ja, ja! Ein frommer Gang hatte mich nach Hocknall-Turkard geführt, wo Kirmes war, und ich schottische Lieder in schottischem Tact und Ton zu spielen berufen wurde, und die Kirmes fällt doch, so gewiß Knox ein großer Kanzelredner war, acht volle Tage später, als des unseligen Menschen Abreise, den Ihr Se. Herrlichkeit nennt. So ist's, ja, ja!"

„Kerl," erwiederte Murray, „dank's Deinem verfumfeiten körperlichen Styl, daß ich Dich meinen Spaten nicht kosten lasse. Mein Herr ist zehnmal frömmer als Du, verdorbener Dudelsacks-Engel, das will ich Dir beweisen. Es gehört nur lordschaftlicher Verstand dazu, um es einzusehen. Ein Lord, wie mein gnädiger Herr, kümmert sich den Henker um

so eine piepsende Seligkeit, wie Du und Dein Gelichter sie erhalten werden. Ja, ja!“

„Spott und Hohn tragen die Auserwählten zu ihrer Verherrlichung,“ entgegnete Francis, verächtlich auf Murray blickend, der jetzt seinen Fund in die Tasche gleiten ließ.

„Worüber streitet Ihr Euch denn?“ fragte Byron. „Es scheint Bezug auf mich zu haben. Joë, sprich!“

Kaum hatte Francis des Lords Stimme gehört, als er ohne aufzublicken behend um die Ecke schlüpfte und das Weite suchte.

„Der alberne Tropf!“ rief Murray ihm nach. „Das verwimmerte, neu angestrichene Wadenpaar des großen Knox hat nicht so viel Muth als eine Fledermaus! — Was ich doch sagen wollte, Ew. Herrlichkeit,“ fuhr er fort, zu Byron gewandt, „wie ich da in dem Boden handthiere, finde ich einen goldenen Fingerring, und nun bin ich, mit Ew. Herrlichkeit Erlaubniß, der Meinung, es sei der Trauring Ihrer verstorbenen Frau Mutter. Lieber Gott, wenn

ich's doch noch erleben sollte, auch an Ihrer Hand ein solch Ringel zu sehen!"

Ein gallonirter Diener sprengte in den Abteihof. „Bei dem Andenken meiner Mutter," rief Byron die Farbe wechselnd, „das sollst Du erleben, Joë, wenn jener Bote dort eine Antwort bringt, vor der ich zittere wie ein Kind."

Murray ließ vor Freude und Staunen den Spaten fallen. „Des Himmels reichsten Segen über meinen Herrn und seine ganze Familie!" rief er, die Hände faltend. Byron war dem Boten entgegen geeilt. Eben als er den Brief eröffnete, gab Murray ihm den wieder gefundenen Trauring seiner Mutter. Während des Lesens schob er den Goldreif an seinen Finger. Das Blatt zitterte in seiner Hand, um den Mund zuckte ein wunderlich-höhnisches Lächeln. Er war bleich geworden, bleich wie Marmor. Ein Wink hieß den Boten sich entfernen. Die Freunde, neugierig, welche Antwort erfolgt sei, traten in die Halle, Byron ging ihnen entgegen. „Ich habe meiner verstorbenen Mutter Trauring gefunden," sprach er,

„den sie am Tage meiner Abreise nach Griechenland verlor. Jetzt sendet mir ihn das Verhängniß wieder, da es mir eine Braut gibt. Ich nehme das Geschenk an und werde mich, diesen Ring tragend, mit Miß Bella verheirathen."

Die letzten Worte sprach er so leise, daß sie kaum verstanden wurden. Dann schloß er die Augen, als drehe sich die ganze Welt in tollen Sprüngen um ihn, und sank in einen Lehnstuhl.

## 5.

Angstvoll röchelnd erwachte Byron am Morgen nach seiner Hochzeit aus quälenden Träumen. „Heil Proserpina!" tönte es wieder in seinem Ohr, seine Brust arbeitete krampfhaft, er bebte vor den Gegenständen zurück, von denen er sich umgeben und den Traum in grauenvolle Wahrheit verwandelt sah. Durch die gluthrothen Damastvorhänge des Bettes fiel das trübe Licht eines kalten Januarmorgens, und beleuchtete mit blödem Schein die regungslose Gestalt eines Weibes, dessen Gesicht bleicher war, als

das Kissen, auf dem es ruhte. Das dunkle Haar floß aufgelöst in verworrenen Locken über Nacken und Busen herab. Da berührte er zufällig die Hand seiner Gefährtin und weckte sie aus dem Schlafe. „Gottlob!" rief er, aus schwerer Brust tief aufseufzend. „Was fehlt Dir?" flüsterte mit süßem Schmeichellaut der Liebe Annabella. „Dein Auge glüht, jede Muskel Deines Gesichtes zittert."

Byron bemühte sich zu lächeln. „Es ist nichts, liebe Bella; mein unruhiger Kopf schlug sich, wie schon oft, mit einem hohlen Traumbilde herum. Denke Dir: mir träumte, ich sei gestorben, doch blieb mir das volle Bewußtsein meines vergangenen Lebens. Nach meinem Tode stieg ich in die Unterwelt hinab, nicht um mich dort für alle Zukunft nieder zu lassen, sondern nur als Besuchender, wie vor mir Ulysses. Die Hölle war, sonderbar genug, durchaus in antikem, klassischem Styl ausstaffirt. Ich mußte in dem gebrechlichen Kahne des finstern Fährmannes über die schwarze Fluth schiffen und meinen Obolus entrichten. Angekommen in den entsetzlichen Höhlen der Qual

sah ich in ungewisser Ferne verschiedene Ströme, von stürzender Gluth prasselnd und rauchend. Ich mußte Pluto meine Aufwartung machen, was mich nicht erschreckte, da er in seinem Aeußern Ali Pascha auf ein Haar glich. Wahrscheinlich aus Besorgniß, er möchte, wie mancher König, Unsinn sprechen, wenn er zum Reden veranlaßt würde, saß er stumm da und betrachtete mich mit starrem Blick. Neben ihm ruhte seine Braut, ein schönes Weib, bleich, mit schwarzem Haar, melancholischem Blick und, wie es schien, einigem Abscheu vor ihrem strengen Gebieter. Es kam mir vor, als würde sie gegen einen irdischen Liebhaber nichts einwenden, und so näherte ich mich ihr denn mit ehrerbietiger Verbeugung, legte die Hand auf meine Brust und rief: Heil Proserpina! Darüber erwachte ich und kann Dir versichern, holde Bella, daß ich sehr erfreut über die Verwandlung meines Traumes bin. Ich ändere jetzt meinen Gruß und rufe Dir mit diesem Kusse zu: Heil Annabella!"

„Du hast tolle Träume, Byron. Wenn Du oft so träumst, werde ich zanken."

„Ja," versetzte Byron nachdenklich, „wunderlich ist es nur, daß mir ein solcher Traum für solche Nacht von irgend Jemand gewünscht wurde."

„Wer konnte Dir so Gräßliches wünschen?"

„Wer? Das eben weiß ich nicht mehr; doch bin ich vollkommen überzeugt, der böse Wunsch kam von schönen Lippen."

Annabella hätte gern geschmollt, die fröhliche Stimmung des Gatten ließ indeß keine Runzel ihre schöne Stirn verdüstern, und bald mußte sie das Lächeln und die Scherze erwiedern, mit denen sie Byron neckte.

Um dieselbe Zeit fand im Bedientenzimmer eine lebhafte Unterhaltung über das junge Ehepaar statt, an dessen Glück die Versammelten durchaus nicht glauben wollten.

„Es kann nicht sein," sprach des Lords Kammerdiener, „denn es ging Sr. Herrlichkeit nicht von Herzen. Wenn ich ihn sonst mit einer Dame scherzen oder längere Zeit mit ihr umgehen sah, da war jede Faser an ihm Feuer und Flamme. Sein Auge blitzte

nicht allein, es sprang helle Gluth aus ihm heraus, und dann gab's allemal von der andern Seite eine gleichmäßige Erwiederung. Gestern aber zitterte Se. Herrlichkeit, gab unpassende Antworten und trieb tolle Faxen."

„Wetten wir, Fletcher?" rief einer der Bedienten. „Ich halte fünf Pfund, daß unser Herr in Jahr und Tag ein Strohwittwer ist."

„Laß Dein Geld stecken, Jack," erwiederte Fletcher. „Es wäre eine unehrliche Waffe. Du müßtest Sr. Herrlichkeit Böses wünschen."

„Unerhört ist's, das muß wahr sein," fiel ein Anderer ein. „Seine Herrlichkeit gab der Braut die linke Hand, die Mutter der Lady schrie und fiel in Ohnmacht, und der Pfarrer konnte — Gott verdamm' mich — Mylords Namen nicht aussprechen!"

„Und habt Ihr das Gesicht Sr. Herrlichkeit gesehen," sprach ein Dritter, „als die jungen Gatten in den Wagen stiegen und die hübsche Jenny zwischen Lady Byron und Mylord gesetzt wurde? Mein Leb-

tage werd' ich das Gesicht nicht vergessen. Ich denke wahrhaftig, der Teufel ist eingestiegen."

„Das allerschlimmste war," versetzte Fletcher, „daß Seine Herrlichkeit die gnädige Lady fortwährend Miß Bella nannte. Ein junger Ehemann darf eher sonst was thun, nur kein solches Versprechen! Es gibt ein Unglück."

Das aufgetragene Frühstück verhindert die Fortsetzung dieses Gespräches, da sämmtliche Bediente, Fletcher ausgenommen, für die Wohlfahrt ihres Leibes mehr Sorge trugen, als für das Beste ihres Herrn.

Indessen verstrichen die Flitterwochen für beide Ehegatten fast ohne Trübung. Nach kurzem Aufenthalte auf einem Landsitze Sir Ralph's bezogen sie die Hauptstadt und eröffneten, unklug genug, ein großes Haus. Allein Lady Byron war jung, schön, gefallsüchtig, lebenslustig. Sie hatte einen berühmten und interessanten Gatten, und Byron bedurfte der Zerstreuung vor Allem, um nicht wieder in seine alte Grillenfängerei zu verfallen, die — er ahnte es — ihm all sein Glück zerstören mußte!

Da es ihm an Zeit nicht gebrach, so fand sich auch bald wieder das Bedürfniß bei ihm ein, in lebhaften Dichtungen seine stets aufbrausenden Gedanken, seine stürmischen Leidenschaften zur Ruhe zu sprechen. Denn wenn es auch seiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte, sein Haus einige Monate hindurch zum Mittelpunkt der geistreichsten Gesellschaft erhoben zu sehen, er selbst konnte bei seinen vielen Eigenthümlichkeiten weder auf längere Zeit ein angenehmer Wirth, noch ein zuvorkommender Gatte bleiben. Berühmtheit wird überdies jederzeit lästig, und Byron war gar nicht der Mann, sich oft belästigen zu lassen. Dennoch mußte er den Sturm der Begeisterung, den er nun einmal hervor gerufen, über sich hin brausen lassen, und Manches schon deshalb gewähren, damit er häufigeren Belästigungen entginge.

Von Jedermann gefeiert und seit seiner Verheirathung noch mehr geachtet, ward er durch wiederholtes Drängen endlich bewogen, Mitglied der Comitee des Drury-Lane-Theaters zu werden, das

damals gerade aus seinen Trümmern sich wieder erhob, worein es eine Feuersbrunst gestürzt hatte. Byron schrieb zur Einweihung des Hauses einen Prolog und trat damit gewissermaßen in eine indirecte Verbindung mit der Comitee. Diese officielle Charge war aber nicht nach seinem Sinn, weil er oft durch Geschäfte in seinen Gedanken gestört wurde, und mit dem Personale jenes Theaters wider seinen Willen in nähere Beziehung treten mußte. Da er sich selbst kannte und wohl ermessen konnte, wie tief ihn der geringste Verdacht schmerzen, wie ungezügelt seine einmal erwachte Eifersucht toben würde, so war es ihm Annabella's wegen höchst unangenehm, es nicht vermeiden zu können, daß von Zeit zu Zeit junge und reizende Schauspielerinnen sein Haus betraten. Oft verstimmte ihn dies und machte ihn schweigsam, wenn er des Abends mit seiner Gattin am Kamine saß. So klug diese auch war, so leicht zugänglich blieb ihr Herz doch fremden Zuflüsterungen und dem verrätherischen Scheine, der wie das Netz eines Dämons schnell und sicher sein auserwähltes Opfer umgarnte.

In dem Grade, wie Byron's Ruhm als Dichter fast täglich an Glanz zunahm, verringerte sich, obwohl unsichtbar, das Glück seines häuslichen Lebens. Noch schwiegen beide Theile, aber in diesem Schweigen brütete nur der Ausbruch eines entsetzlichen Sturmes. Lady Byron hielt sich von ihrem Gatten zurück gesetzt und war jetzt viel geneigter als früher, den Gerüchten Glauben zu schenken, die schon vor seiner Verheirathung im Umlaufe und ihr nicht unbekannt waren. Von Besuchen der verschiedensten Art überhäuft, ließ sich Byron oft verläugnen, ohne doch seiner Gattin eine Stunde des freundlichen Umganges zu schenken. Die Thür seines Kabinets war oft verschlossen, wenn Bella zu ihm wollte, und dennoch hörte sie deutlich leise darin sprechen. Der Argwohn gebar die Eifersucht, und Byron stand in ihren Augen als ein Eidbrüchiger da, mochte er auch völlig schuldlos sein. Sie ahnte nicht, daß ihr Gatte mit seinem Genius flüsterte, wenn er schaffend am Pulte saß und die trübe Nacht seines Lebens mit dem Sternenthau der Poesie zu schmücken suchte.

Zu diesen traurigen Verstimmungen gesellte sich noch peinigende Sorge um das Zeitliche. Byron's Vermögensumstände waren seit ein Paar Menschenaltern zerrüttet. Er erbte einen ehrenwerthen, alten Namen, aber nur ein Paar Trümmer, ihn darauf glänzen zu lassen. Als er sich nun verheirathete, trug der Ruhm, den er als Dichter sich erworben, nicht wenig dazu bei, sein angebliches Glück durch ganz Britanien in allen Zeitungen auszuschreien. Sir Ralph war reich und Erbe noch größerer Schätze. Ein reicher Verwandter starb und hinterließ ihm Titel und Vermögen. Daraus schloß die Welt, auch Byron's Lage müsse sich gänzlich verändert haben, und da er durch sein glänzendes, ächt fashionables Leben in der Hauptstadt diesem Scheine Wahrheit lieh, so konnte es nicht fehlen, daß jetzt auf einmal alle Schuldner an seine Thüre klopften und um Gehör erst baten, dann laut es forderten. Aber Byron war so arm als zuvor. Seine Gattin sollte dereinst reiche Güter besitzen, ihr gegenwärtiges Vermögen reichte kaum hin, den Hausstand eines Lords noth-

dürftig im Stande zu erhalten. So erfolgte das Unausbleibliche. Byron's Creditoren riefen den Schutz der Gesetze an und der tief gekränkte Dichter mußte es erleben, daß Constables wiederholt in sein Haus drangen und den Frieden von seinem Heerde vertrieben. Er trug in schweigendem Zorn, wogegen zu kämpfen es ihm an Macht gebrach. Nur sein Mißmuth wuchs von Tage zu Tage. Er ward barsch und abstoßend gegen die Diener, kalt gegen seine Gattin, und suchte der Zerstreuung wegen wohl auch Vergnügungen auf, die seinem Rufe nur schaden mußten.

Schon erhoben sich einige Stimmen öffentlich gegen ihn. Man tadelte seine Verwaltung des Theaters, in den Morgenzeitungen fanden sich Anspielungen auf seinen unordentlichen Lebenswandel, die aus unlauterer Quelle geschöpft zu sein schienen. Ungeachtet dieser trüben Zeichen blieb Byron ruhig, wenn er auch zuweilen gegen Bella Aeußerungen that, die er klüger hätte verschweigen sollen. Oft, wenn er mit untergestütztem Arme am Kamine saß

und schweigend in das Kohlfeuer sah, fuhr er heftig auf, sobald seine Gattin einige Worte an ihn richtete. Lady Byron glaubte Widerwillen, Verachtung in diesem Benehmen zu sehen, Byron aber dachte sich gar nichts dabei. Es war ihm nur unangenehm, seinen Gedankengang unterbrochen, ein Bild, das in seiner Phantasie zusammen schoß, zertrümmert zu sehen. Unmuthig verließ er dann Annabella, verschloß sich in sein Zimmer um zu arbeiten, weiter zu träumen oder auch, den Eingebungen des Augenblickes folgend, in wunderlicheren Beschäftigungen Zerstreuung zu suchen. Oft genug kam es nämlich vor, daß Lady Byron durch einen plötzlichen Schuß empor geschreckt wurde und todtenbleich ihrer früheren Gouvernante weinend in die Arme sank. Diese unterließ dann nie, die unfreundlichen Seiten des Lords im feindseligsten Lichte darzustellen und mit schmeichelnder Rede das Herz der unglücklichen Lady gegen ihren noch unglücklichern Gatten zu vergiften.

„Er will Sie zu Tode ärgern," sagte Miß Charlement, „und dabei ist er so ausbündig schlecht, daß

er nicht einmal auf die Umstände Rücksicht nimmt, in denen Sie sich befinden. Ich hab' es gesehen, wie er wohl ein Dutzend geladene Pistolen neben seinem Bett liegen hat, um sie in die Decke zu schießen, gerade wenn Sie schlafen."

Solche und ähnliche Anschwärzungen, die von Seiten der Gouvernante oft mit einer Schlauheit ihrer Gebieterin beigebracht wurden, die an Jago's teuflische Kunst, fromme Herzen zu täuschen, erinnerte, entfremdeten die beiden Gatten einander immer mehr. Byron dachte sich nichts bei seinen ungewöhnlichen Beschäftigungen. Er war einmal daran gewöhnt, immer Pistolen bei sich zu tragen, und überraschte ihn eine üble Laune, ein wilder Gedanke, so konnte er sich von beiden am ehesten durch eine gewaltsam hervor gebrachte Erschütterung befreien, und dazu schien ihm das Abfeuern eines Pistols sehr dienlich. Daß eine so ungewöhnliche Art, sein Herz zu besänftigen, Andere stören, wohl gar bis zum Tode erschrecken oder dazu dienen könnte, die gefährlichsten Gerüchte über ihn selbst zu verbreiten, daran dachte

er nicht im entferntesten. Gewohnt, selbst offen zu sein, hielt er auch Andere der Verstecktheit nicht fähig. Er wußte zwar, daß Frauen schmeicheln, daß sie sich verstellen können, die Entdeckung tiefer Bosheit aber hatte er an ihnen noch nicht gemacht.

Mochte nun Annabella unter diesen Verhältnissen nicht weniger leiden als Byron, so blieb ihr doch die Zuflucht zu Andern unverkümmert. Sie hatte Aeltern und Freundinnen, dabei war ihr ein Stolz angeboren, der oft den sanftesten Regungen der Weiblichkeit Eintrag that und den unglücklichen Gatten, der selbst stolz war, durch die Zurückdrängung des Gefühls verletzte, das er am Weibe über Alles hoch schätzte. Beiden Gatten blieb unter all diesen Bedrängnissen von Außen, den fortdauernden Störungen im Innern, nur noch eine Hoffnung auf glückliche Ausgleichung. Annabella sah baldigen Mutterfreuden entgegen. Diese Hoffnung ward aber unwillkürlich Veranlassung zu neuen Zwistigkeiten, welche unter dem Zusammentreffen mancher Nebenumstände die

lange schon gegen einander gereizten Gemüther zu offener Befeindung bringen mußten.

Auf Antrag der Miß Charlement rief Annabella ohne vorherige Besprechung mit dem Gatten ihre Mutter zu sich. Byron war durch diese eigenwillige Handlung gekränkt und konnte im ersten Anfall seines Unmuthes der Aufregung nicht so weit Meister werden, daß er heftige Worte gegen die Gattin hätte unterdrücken können. Eine Abneigung, wie sie jedem Menschen gegen gewisse Personen angeboren ist, war Byron gegen seine Schwiegermutter eigen. Er besaß aber Weltsitte genug, um nie etwas davon merken zu lassen; allein, einmal gereizt, stürmte sein Zorn viel zu heftig in ihm, um den Verstand allein, das Herz nicht sprechen zu lassen. So kam es, daß ihm einige ungalante Worte gegen die höchst empfindliche und anspruchsvolle Dame entschlüpften, worauf er sich ohne Weiteres entfernte. Erst bei'm Diner traf er wieder mit den Frauen zusammen, aß, wie gewöhnlich, sehr wenig, sprach noch weniger, suchte aber unklugerweise der peinigenden Gereiztheit durch

vieles Trinken zu begegnen. Aeußerlich schien er beruhigt, nur seine unstäten, funkelnden Blicke, die bald die Gattin, bald ihre Mutter und Miß Charlement nicht eben freundlich fixirten, verriethen seine üble Laune. Er biß, um schweigen zu können, die Zähne so gewaltsam und hart auf einander, daß die Umsitzenden das Knirschen hörten und Byron selbst von dem gewagten Mannöver Schmerzen empfand. Ein öfteres Wiederholen des wunderlichen Besänftigungsmittels hatte zur Folge, daß er sich einen Zahn ausbiß. Der Schmerz war zu heftig, um ihn verheimlichen zu können. „Was ist Ihnen?" fragte mehr verwundert als theilnehmend seine Schwiegermutter. Byron antwortete kurz und der Wahrheit gemäß, was ihm begegnet sei. Sogleich strahlte das Gesicht der Dame von unverkennbarer Schadenfreude. Sie trank ihr Glas Wein recht behaglich aus und erwiederte: „Das freut mich, Mylord, von Herzen freut mich's. Es wird Ihnen sehr gut thun."

Erstaunt und wüthend warf ihr Byron einen tödtlichen Blick zu; er kämpfte gegen sein unglück-

liches Temperament, aber der Zorn über diese entsetzliche Herzlosigkeit erschütterte ihn zu heftig. Ein wüthender Faustschlag zertrümmerte einen Theil des Geschirres und warf das Uebrige theils um, theils herab. „Muß mir denn der Teufel zu seinen Kindern auch noch seine Großmutter in's Haus schicken?" rief er aus. „Das wird ein schönes Gelichter setzen, wenn die Maus in die Wochen kommt!" Und so in der heftigsten Aufregung verließ er das Zimmer.

Annabella weinte. Byron hatte sie tief verletzt, doch war sie zu verständig, um ein im Zorn gesprochenes Wort allzu hoch auf zu nehmen. Sie wußte, daß er bald genug Reue darüber empfinden und dann nicht anstehen würde, durch die zarteste Aufmerksamkeit den Fehler wieder auszugleichen. Die Anwesenheit der Mutter aber, die schneidenden Stichelworte der Gouvernante, verdarben Alles.

„Byron ist ein Barbar oder er hat den Verstand verloren," sagte Bella's Mutter. „Seine Wuthausbrüche werden Dich noch umbringen. Du darfst nicht bei ihm bleiben."

„Nein, Milady, durchaus nicht,“ bekräftigte die Gouvernante. „So hat es Mylord fortwährend getrieben, vom ersten Tage ihrer unseligen Vereinigung an.“

„Sie geschah gegen meinen Wunsch,“ sprach die Mutter. „Ich war durchaus dawider, Du weißt es, Bella! Aber Du hattest Dir ihn einmal in den Kopf gesetzt, weil er der interessanteste Dandy und in der Mode war. Es schmeichelte Deiner Eitelkeit, den Namen des Mannes zu tragen, nach dem halb Europa den Knoten des Halstuches benannte. Es war dies natürlich und sogar ein Triumph für Dich und Deinen Verstand, daß derselbe stolze Mann, dem Du schon einmal Deine Hand verweigert hattest, zum zweiten Male demüthig darum anhielt. Sehr wohl gethan war es, daß nur Dein Verstand ihn ehelichte; Dein Herz hatte keinen Theil daran, nicht wahr?“

„Mutter, Sie reden fürchterlich,“ sprach Annabella, von schwankenden Gefühlen gequält.

„Dem muß ich doch widersprechen, Milady,“ fiel

die Gouvernante ein. „Mylord hatte auch seine Absichten, man weiß es!“

„Was wissen Sie denn?“ fragte Annabella.

„Nicht mehr als die Dienerschaft gehört hat.“

„Und das wollen Sie mir verschweigen? Reden Sie, ich will erfahren, was man dem Manne Schuld gibt, der mein Gatte ist. Schonen Sie mich nicht; ich habe Kraft genug, Vieles zu ertragen.“

„Ich zweifle nicht an Ihrer Geistesstärke, Milady,“ versetzte ausweichend die Gouvernante, „oft kommt es indeß vor, daß Kleinigkeiten uns heftiger erschüttern, als ein großes Unglück.“

„Der schlimme Zahn Mylords ist ein Beweis dafür,“ sprach die Mutter.

„Miß Charlement,“ sagte Lady Byron, „ich wünsche zu wissen, was die Dienerschaft, wie Sie behaupten, geneigt ist, meinem Gatten Schuld zu geben.“

„Vielleicht war es auch blos Scherz, Seine Herrlichkeit waren so heiter am Trauungstage.“

„Am Trauungstage!“ wiederholte Annabella. Unwillkürlich entschlüpfte ihrem Busen ein tiefer Seufzer.

„Ja, es ist wahr, man sollte den Männern doch nie trauen,“ fuhr die Gouvernante fort. „Oft sind sie nur freundlich, um uns später recht empfindlich zu kränken, und es gibt sogar Einzelne, die Liebe heucheln, um ihre Rache zu befriedigen.“

„Das müßten ja auserlesene Bösewichter sein,“ sagte die Mutter.

„Warum das? Man thut nichts mehr, als was man schreibt, worüber die Welt entzückt ist, was die Köpfe verdreht, die Herzen berückt. Ist es da nicht natürlich, daß ein speculativer Kopf, der reicher an Einfällen als an Einkünften ist, den Versuch wagt, die Poesie in's Leben über zu tragen? Behüte, gnädige Frau, ich finde dies äußerst einfach, nicht einmal schlecht. Es sind Experimente, das menschliche Herz zu ergründen! Und Herzenskenntniß, wissen Sie, brauchen die Dichter, um Anklang zu finden. Hahaha! Was kümmert sie ein Herz, das unter ihren künst-

lichen Manipulationen bricht! Ei, warum ist das alberne Ding so dumm und läßt sich täuschen."

Annabella zitterte, ob vor Gram oder Aerger? möchte schwer zu bestimmen sein. Die Gouvernante, geübt im Anstiften unseliger Zwistigkeiten, hatte den glücklichsten Moment abgewartet, Lady Byron im tiefsten Herzen zu verwunden, ihr Gemüth ganz dem Gatten zu entfremden. Stolz und weibliche Eitelkeit allein widersprachen noch den unverkennbaren Andeutungen der Friedensstörerin. Sie mußte sich gegen diese Anschuldigungen ihres Gatten auflehnen, wenn sie auch aus hingeworfenen Aeußerungen Byron's, verband sie dieselben durch den Kitt des Mißtrauens, ihren Argwohn bis zur Wahrscheinlichkeit ausbilden konnte. Und unser Herz ist nur zu geneigt, dem schlimmen Anreiz sich leichter zu überlassen, als der abmahnenden Stimme des Gewissens. Annabella überhäufte daher die Gouvernante mit Vorwürfen, die das geübte Weib der Intrigue mit duldender Gelassenheit hinnahm, kaum achzelzuckend dagegen sprechend, oder einzelne Worte den Klagen der Lady

einflechtend, die scharf, wie Dolchspitzen, in das Herz des armen Weibes drangen und dem verläumdeten Gatten unrettbar sein Urtheil unterzeichneten. Die Gouvernante erreichte ihr Ziel. Byron, den sie haßte, war gestürzt, seine Gattin, heimlich überzeugt, er habe sie nur deshalb geheirathet, um sich für ihre erste Weigerung zu rächen, mußte ihm früher oder später entsagen. Sein Benehmen war seltsam genug, um wenigstens die Rechte des Mannes ihm zu beschränken, wenn Hindernisse eintreten sollten, die Gattin seiner vollen Gewalt zu entziehen; denn es konnte einem schlauen Kopfe unmöglich schwer fallen, die temporelle Geistesabwesenheit des Lords vor Gericht nach zu weisen. Dahin strebten vereint die Gouvernante und Annabella's Mutter, die Beide einen Widerwillen gegen Byron hatten, der seine Begründung nur in jenen unerklärbaren Antipathien fand, für die uns noch immer eine genügende Erklärung mangelt. —

So hatten denn Zufall, Zwischenträgerei und äußere Störungen ein Band gelockert, das von

Anfang an lose genug zusammen geknüpft war. Talentlosigkeit zur Ehe auf der einen, Mangel an Tact auf beiden Seiten, zerrissen bald gewaltsam auch die letzten zarten Verbindungsfäden, die zwischen Annabella und Byron wirklich noch vorhanden waren.

Indeß ward Lady Byron Mutter, und die Freude des eben so verkannten, als sich selbst verkennenden Dichters war so offenherzig wahr, daß selbst die feindseligsten Gemüther eine Art Rührung durch ihr verhärtetes Herz zittern fühlten. Byron konnte stundenlang neben dem Bett der Gattin sitzen und das kleine Engelsköpfchen betrachten, das schlummernd an dem Busen der schönen Mutter lag, und in holder Vereinigung die markirtesten Züge beider Aeltern auf seinem reinen Antlitz trug. Er gab sich leichtgläubig, nach Frieden dürstend, ausschweifenden Hoffnungen auf neues Glück hin. Das Herz des Kindes sollte der Schlüssel für ihn werden zum Herzen seines Weibes. Mit diesem Talisman der Liebe wollte er inniger, rührender um sie werben, denn früher, und

wenn sie schmollte, wenn Annabella argwöhnischen Blickes ihn betrachtete, dann sollte ein Kuß, auf Ada's Mund gehaucht, der Friedensbote sein, der bittend und sühnend vom Herzen des Gatten zum Gemüth der Gattin schlüpft und gewiß der Erhörung ist. — Byron träumte so schwärmerisch, wie der reine Seelenrausch der ersten Liebe immer zu träumen pflegt. Es war so viel hinter ihm verschwunden, seit er Vater geworden! Was ging ihm jetzt noch die Vergangenheit an? Ein neuer Wirkungskreis lag vor ihm; er konnte sein Leben zusammen drängen nach einem Ziele hin, dem er gern Alles opfern wollte — nach dem, seine Tochter glücklich zu machen! Nur die Hand durfte ihm geboten werden, so offen, wie er es that, und vermochte er so Vieles zu vergessen, so mußten auch Andere es können!

Byron begann in der That ein musterhaftes Leben, wenn man die mit seinem Naturell verwachsenen Eigenthümlichkeiten nicht mit in Anschlag bringt. Das Ausschießen der Lichter, wenn es ihm gerade beliebte, ein Paar Gänge mit dem Boxer Jackson in

seinem Hause — solche Kleinigkeiten waren zu unzertrennlich von ihm, als daß er sich ihrer hätte entschlagen können. Auch ward im Grunde Niemand davon belästigt, Annabella vielleicht ausgenommen, die einen Widerwillen gegen alles Schießen nicht überwinden zu können behauptete. Hierin blieb nun Byron trotzig. Sie müsse sich daran gewöhnen, pflegte er zu sagen, und wenn er nicht schießen solle, so würde es viel Hausgeräth kosten. Zuweilen mußte Bella darüber lachen; wenn es aber vorkam, daß Byron einem Bedienten, der mit einem Licht durch den Corridor ging, aus der Ferne zurief, stehen zu bleiben, das Licht etwas seitwärts zu halten, und nun ein Schuß fiel, und die pfeifende Kugel das Licht ausputzte; so hatte die erschrockene Frau wohl ein Recht, darüber zu klagen und aus Besorgniß vor möglichem Unglück selbst Andere als Vermittler zu Byron abzuschicken. Solche Boten kamen leider nur sehr niedergeschlagen zurück, fruchteten nicht nur nichts, sondern brachten auch gewöhnlich eine Verstimmung bei dem Lord hervor, die sich oft laut

äußerte. Er sah beabsichtigte Kränkung in solchen Eingriffen der weiblichen Nervenreizbarkeit, und weil er einmal jede directe Zügelung haßte, so gab er dann niemals nach, sondern würde eher Gesundheit und Wohl dritter Personen geopfert haben, theils um seinen Willen durch zu setzen, theils seiner Ueberzeugung zu genügen.

Annabella's Mutter war wieder abgereist, Byron, viel beschäftigt, kehrte aus einer Versammlung der Comitee für Drurylane, die er hatte besuchen müssen, ärgerlich zurück. Bekannte hatten ihn unterwegs mit einer jungen und schönen Schauspielerin geneckt, mit welcher ihn seine Geschäfte einigemal zusammen geführt.

Schon an der Hausthür bemerkte er eine Verstörung, die ihn beunruhigte. Der Portier war nicht da, kein Diener ließ sich blicken. In den obern Gemächern gingen rasche Schritte unsanft hin und wieder; Thüren wurden heftig aufgerissen und noch unsanfter zugeworfen. Zorn gesellte sich jetzt zu seinem Unmuth. Er eilte die Treppe hinauf; hier

begegnete ihm zuerst sein Kammerdiener Fletcher. „Mylord, Mylord," stotterte der erschrockene, furchsame Mann.

„Was gibt's?" rief Byron drohend. „Hast Du den Teufel gesehen? Ich wollte, er holte sich alle geschwätzigen Zungen und büke sich eine Pastete daraus!"

„Ach viel Schlimmeres, Mylord," versetzte Fletcher, noch immer stotternd. „Die Constables sind bei Mylady!"

„Meine höflichen Gläubiger werden mir doch die Frau nicht wie ein fremdes Möbel entführen wollen," sprach Byron, dem dieser abermalige Eingriff der executiven Macht jetzt beinahe humoristisch vorkam. Ruhig redete er mit den Dienern der Gerechtigkeit, die Murray schon mit vielen freundlichen Redensarten bewirthet hatte.

„Ein Glas Grog ist den Herren lieber, Joë," rief er dem Alten zu. „Nicht wahr, Sir, Ihr trinkt einmal in meinem Hause auf meine Gesundheit?"

„Zweimal, Mylord, so wahr ich in Grubstreet jung geworden!“ versetzte der Constable. „Mein Vater — Gott segne seine Kehle bei Sanct Peter! — mein Vater trank immer dreimal die Gesundheit eines Gentleman — der runden Summe wegen, pflegte er zu sagen — ’s rollt besser.“

„Was dem Vater zukam, soll dem Sohne nicht entzogen werden,“ sprach Byron, bewirthete die unwillkommenen Gäste und schickte sie mit guter Manier wieder aus dem Hause, mit leeren Händen und noch leerern Vertröstungen.

Am Abende dieses Tages saß er neben seiner Gattin am Kamine, düster und zerstreut in die Flamme stierend, wie er es oft that. Seine Gedanken waren offenbar abwesend, oder auf die unerfreulichsten Dinge gerichtet. Lange beobachtete Annabella den schwermüthigen Gatten. Sein Blick berührte sie zuweilen flüchtig, doch schien er mit Widerwillen sich von ihr abzuwenden. Dies unheimliche Spiel der Augen ward ihr unerträglich, das Schweigen peinigte sie nicht minder. „Entschieden muß es sein,“

sprach sie leise zu sich selbst, „ich muß wissen, ob er mich liebt.“ Entschlossen legte sie die Hand auf seine Schulter und fragte ihn ruhig: „Byron, bin ich Dir im Wege?“

„Ja, ganz verzweifelt!“ rief dieser finster, zog seine Uhr aus der Tasche, schleuderte sie auf den Heerd des Kamines und zertrümmerte das kostbare Werk mit der Feuerzange in unzählige Stücke.

„Gott, mein Gott, er hat doch den Verstand verloren!“ murmelte Annabella, ging schweigend davon, und weinte über sich und Ada, die ihr lächelnd die kleinen Händchen entgegen streckte. „Arme Kleine, Du hast keinen Vater,“ sprach sie, „denn der Dir das Leben gegeben, den sollst Du niemals kennen lernen!“

Byron saß die ganze Nacht am Kamin. Gegen Morgen schlief er ein auf seinem Stuhle. Heitere Träume hatten sein Herz erleichtert, ein neues Gedicht in ihm gezeitigt. Er arbeitete den ganzen Morgen, des vergangenen Abends nicht mehr geden=

kend. Er wußte nicht einmal genau, was er gesagt oder gethan hatte.

## 6.

Gegen Mittag meldete Fletcher seinem Herrn eine Dame, die ihn dringend zu sprechen verlangte. Byron war zwar nicht in der Stimmung, mit Frauen zu verkehren, doch konnte er ja nicht wissen, was man von ihm fordern wollte. „Führe die Dame in das Bibliothekzimmer," rief er dem Kammerdiener zu, „ich bin sogleich bereit, zu erscheinen."

Byron's Stirn verfinsterte sich, als er bei seinem Eintritt in die Bibliothek die schöne Schauspielerin Miß Mardyn erblickte. Wußte er sich auch vollkommen schuldlos, so war ihm doch die Welt ebenfalls bekannt genug, um einzusehen, daß der geringste Schein den umlaufenden Gerüchten ein für sein häusliches Glück oder Unglück entscheidendes Gewicht geben müsse. Er nahm sich deshalb vor, die bewilligte Zusammenkunft möglichst abzukürzen und eben so ruhig, als zurückhaltend zu verfahren. Miß Mardyn

wünschte über einige Theater-Angelegenheiten Aufschluß zu erhalten und Byron gab ihr den erbetenen Bescheid. Zufällig war unterdeß die Speisestunde heran gekommen, Lady Byron schickte einen Diener zu ihrem Gemahl. Dieser traf den Lord nicht in seinem Arbeitszimmer und ging deshalb aus eigenem Antrieb in die Bibliothek. Aergerlich, daß ein Diener seiner Frau ihn mit Miß Mardyn allein traf, zeigte Byron nur ein Paar Sekunden lang eine Unruhe, die dem Diener nicht entging. „Sagt Lady Byron, ich würde augenblicklich erscheinen!" rief er dem Diener zu, und sprach zu der Schauspielerin gewendet: „Miß Mardyn, Sie entschuldigen. Ich werde sogleich nach einem Miethwagen senden, der Sie nach Hause bringt, denn wie ich sehe, hat sich ein heftiges Wetter erhoben."

Der Bediente brachte der Lady die Antwort des Lords, die durch Mistreß Charlement argwöhnisch gemacht, nur schwer ihren Zorn niederhielt. Ein unglücklicher Zufall fügte es, daß sich gerade kein Miethwagen in der Nähe befand, Byron befahl deshalb,

man solle seinen eigenen in Bereitschaft setzen. Annabella dagegen, die lauschend diesen Befehl vernommen, ließ zurück sagen, der Wagen Sr. Herrlichkeit sei nicht zu Hause, worauf der erbitterte und den Plan durchschauende Byron eben so rasch befahl, dann solle der Wagen Lady Byron's vorfahren, Miß Mardyn in ihre Wohnung zu bringen.

Diese Verfügung hielt Lady Byron für eine Zurücksetzung ihrer selbst, für eine Beleidigung ihrer Würde, und heftiger als gewöhnlich rief sie dem Diener so laut, daß es der Gatte hören konnte, zu: „Sagt Eurem Herrn, daß Miß Mardyn nie in dem Wagen der Lady Byron fahren wird."

Obwohl durch diesen Trotz heftig aufgeregt, wünschte Byron dennoch jede unangenehme Scene zu vermeiden. Höflich reichte er Miß Mardyn den Arm, und bat sie, unter diesen Umständen bei ihm zu speisen. Lady Byron erwartete die ihr verhaßte Dame, in der sie eine Nebenbuhlerin zu sehen glaubte, mit klopfendem Herzen. Byron stellte seiner Gattin das junge Mädchen vor und führte es zur Tafel.

Annabella aber warf ihr einen verächtlichen Blick zu und ging stolz nach der Thür. Byron, jetzt nicht minder außer sich, folgte seiner Gattin und schlug heftig die Thür hinter ihr zu. In äußerster Bestürzung blieb die Schauspielerin zurück. Sie bat den erbitterten Lord, sie doch ja fort gehen zu lassen, damit sie nicht die unschuldige Veranlassung zu häuslichem Zwist werde.

„Nein," erwiederte Byron fest, „man darf der Unvernunft nicht gutwillig nachgeben. Sie haben ein Recht, hier zu sein; denn Sie hatten mit mir in Angelegenheiten des Theaters zu verhandeln. Hat Lady Byron thörichte Grillen im Kopfe, so mögen sie ihr die Zeit durch ihr Gezirp vertreiben, bis es ihr beliebt, wieder menschlich mit Menschen zu verkehren."

Man hörte einen Wagen fahren, Lord Byron eilte an's Fenster, der Wagen seiner Gattin flog im Galopp durch die Straße. Er schellte. „Fuhr Lady Byron aus?" fragte er den Diener. „Zu dienen, Ew. Herrlichkeit."

„Ist mein Wagen angespannt?“ fragte der Lord weiter. „Wenn Ew. Herrlichkeit befehlen —“ „Sogleich!“ rief Byron, „ich wünsche, daß künftig meine Befehle eben so pünktlich vollzogen werden, als die Lady Byron's. Wer ferner dagegen handelt, ist seines Dienstes entlassen.“ —

Dieser Vorfall beunruhigte den Dichter mehr als mancher frühere, aus ernsteren Veranlassungen entstandene Zwist. Annabella hatte ihn verlassen, ohne ein Wort des Abschiedes, dem ungerechtesten Argwohn hingegeben. Byron ging nach den Gemächern seiner Gattin; hier zeugte Alles von einer ungewöhnlichen Unordnung, denn Kleidungsstücke, Schmuck, Bücher, lagen durch und über einander geworfen. Seine kleine Tochter war ebenfalls verschwunden, und wie seine zerrütteten Angelegenheiten standen, mußte er vielleicht Monate darauf verzichten, die geliebte Ada an sein Herz zu drücken.

So verging in ziemlicher Mißstimmung der Abend, die Nacht. Am andern Morgen traf frühzeitig ein Brief von Sir Ralph ein. Byron öffnete ihn, er-

freut, Nachricht von seiner Gattin zu erhalten, verlor aber beinahe die Besinnung, als ihm Sir Ralph in kalten, kurzen Worten meldete, daß seine Tochter nie mehr zu ihm zurück kehren werde. Der unglückliche Gatte hielt Alles nur für ein heimlich geschmiedetes Complott. Er setzte sich hin und schrieb sowohl an Sir Ralph, als an seine Gattin, indem er dem Ersteren die Veranlassung des entstandenen Zwistes, der Wahrheit gemäß, erzählte, und ihn aufforderte, Zwischenträgern kein Gehör zu schenken. Nichts desto weniger erfolgte schon am nächsten Tage eine Antwort Annabella's, die ruhig, und wie es schien, auch schmerzlos, ihrem Gatten ankündigte, daß sie für immer sich von ihm getrennt habe, ihn nie mehr wieder sehen möge, und die Gründe ihres Schrittes ihm bei der nun erfolgenden Scheidungsklage vorlegen werde.

Kaum hatte Byron diesen Brief erhalten, als die freiwillig erfolgte Flucht Annabella's aus der Behausung des Lords auch schon öffentlich bekannt wurde. Alle Zeitungen brachten lange, entstellende Erzählungen

von der nächsten Veranlassung zu dem unseligen Schritte, und Byron's Feinde, die bisher nur geschwiegen hatten, weil sie befürchten mußten, nicht durchdringen zu können, erhoben jetzt mit einem an Wuthgeheul gränzendem Frohlocken ihre Stimmen. Wie der edle Dichter in einer Nacht den Gipfel des Ruhmes erstiegen, so stürzte ihn ebenfalls eine einzige Nacht wieder hinab in den tiefsten Abgrund, wo jeder Bube unbestraft den Wehrlosen beschimpfen konnte.

Das furchtbare Ungewitter brach so schnell über Byron herein, daß es unmöglich war, sich dagegen zu waffnen. Des Dichters beispiellose Popularität war spurlos verschwunden; selbst sein Talent erkannte Niemand mehr an. Was man früher bewundert hatte, das ward jetzt einstimmig geschmäht. In jedem Wort, in jedem Ausdruck, in jedem Gedanken sah die Prüderie der englischen Aristokratie nur eine schön verhüllte Frivolität. Die Poesie Byron's selbst galt für Gotteslästerung, ihr Urheber für ein Ungeheuer, aus den Lastern eines Caligula, Heliogabalus, Nero,

Tiber, Apicius und anderer berühmter Wüstlinge zusammen gesetzt. Vertheidiger des namenlos Unglücklichen fanden sich nicht, oder waren sie vorhanden, so wagte doch Keiner, der erbitterten Menge die Stirn zu bieten.

Derselbe Tisch, den noch vor einigen Tagen die schmeichelhaftesten Einladungen bedeckten, wurde jetzt von Schmähbriefen besudelt, die anonym jede nur denkbare Lasterhaftigkeit, jede Sünde dem verlassenen Dichter Schuld gaben. Er war mit einem Male aus jeder Gesellschaft verbannt. Erschien er auf der Straße, so wich ihm der Gentleman aus, wie einem Pestkranken. Der Pöbel insultirte ihn, die Straßenbuben äfften seinen lahmen Gang nach. An Bilderläden und in Buchhandlungen hingen Carikaturen von ihm, auf denen er als Teufel mit einem Pferdefuß dargestellt wurde. Selbst das Parlament konnte er nicht mehr besuchen, ohne sich in tiefster Seele verletzt zu fühlen durch die Behandlung, die, wenn auch nur schweigend, seine eigenen Standesgenossen sich gegen ihn erlaubten. — Des Nachts sang man

Spottlieder unter seinem Fenster, oder heftete Pasquille an seine Thür. Die Morgenblätter wimmelten von schlechten Versen noch schlechterer Dichterlinge, die früher an seiner Thürschwelle gebettelt und seine Protection erfleht hatten. Selbst die Frauenwelt, sonst doch immer geneigt, dem Unglück Mitleid zu zollen, mag es auch selbst verschuldet sein, war und blieb gegen Byron unbarmherzig. Er war verfehmt, von Jedermann verlassen, und das ritterliche England erwies sich kleinlich genug, den aller Waffen Beraubten auf jede Weise, auch auf die niedrigste, anzugreifen. —

Wäre der verfolgte Dichter so schlecht gewesen, als die Welt ihn darstellte, so würde er dieser entsetzlichen Bedrängniß schwerlich lebend entgangen sein. Je mehr aber die Verläumdung und Schmähsucht ihm über das Haupt wuchsen, einen desto starreren Trotz setzte er der niedrigen Denkungsart seiner Nation entgegen. Nicht daß man ihn verhöhnte, kränkte Byron, nur die schamlose Art empörte ihn und erfüllte sein gefühlvolles Herz mit der gräßlichsten

Verachtung gegen seine Nation, gegen die ganze Menschheit.

In unerschütterliches Schweigen gehüllt, verschloß er sich in seine Bibliothek, um durch Lectüre seinen Gefühlen eine andere Richtung zu geben. Allein das Herz läßt sich nicht so leicht besänftigen. Es fordert unerbittlich seine Rechte, mag die Bedrängniß von außen her auch noch so groß sein. Byron blickte zurück auf die glücklicheren Stunden seiner Vereinigung mit Annabella; seine Tochter stand lebhaft vor ihm, das Vatergefühl erwachte und überwältigte den zürnenden Groll, mit dem nunmehr seine Seele gegen Welt und Menschen erfüllt war.

Eine stille, sternenhelle Nacht schmolz den Panzer von seiner Brust; Thränen entströmten den Augen, die nicht an's Weinen gewöhnt waren, in denen die Welt bisher nur Flammen erblickt hatte, mochten sie nun in schwärmerischem Gefühlsausdruck erglänzen, oder in leidenschaftlicher Gluth aufblitzen. Er war so einsam, so grenzenlos verlassen, daß er mit magischer Gewalt den Genius der Poesie zu sich rufen

mußte, um sich selbst hinweg zu täuschen über die furchtbarsten Stunden. Er griff zur Feder. Für die Satyre war sein Schmerz zu groß, sein Gemüth zu sehr verwundet. Nicht lästern und spötteln, nur melancholisch klagen konnte er, ob vielleicht sein Schrei der Verzweiflung, so heiß und wahr, wie er fühlte, der tiefsten Seele entnommen, Eindruck auf die Edlern machen dürfte. Unter strömenden Thränen schrieb er sein „Fare thee well," die einzige Rechtfertigung, welche er der Schmähsucht des Publikums öffentlich entgegen stellte. Erlangte Byron dadurch auch keine Gerechtigkeit, so mußte doch schon die Sitte das bisherige Rasen der Meinungen in eine gewisse Grenze zurück weisen. Es ward allmählig ruhiger, und Einige zweifelten wohl auch an den schmähenden und entehrenden Gerüchten, die über den Dichter ohne Scheu durch Wort und Schrift veröffentlicht worden waren.

Mitten unter diesen fortwährenden Angriffen auf seine Person erfolgte gesetzlich die Scheidung. Seine erbittersten Feinde hatten sich vielfach Mühe gegeben,

ihn als wahnsinnig darzustellen, wofür sich eine Menge Belege mit leichter Mühe aufbringen ließen. Seine Gewohnheit, immer Pistolen bei sich zu tragen, gab die erwünschteste Veranlassung zu einer solchen Beschuldigung. Man verstellte die Thatsachen und beschuldigte den Lord, ohne seine Gattin davon in Kenntniß zu setzen, er habe des Nachts Pistolen an dem Bett der Lady los geschossen, um sie aus dem Schlafe zu wecken, an ihrem Entsetzen sich zu weiden, und ähnliche Fabeln mehr. Byron hörte dies Alles ruhig an. „Gegen den Wahnsinn kann man nicht kämpfen," sprach er gelassen. „Sobald meine häuslichen und ökonomischen Angelegenheiten geordnet sein werden, verlasse ich England auf immer. Vielleicht finde ich in fremden Ländern Menschen. Hier gibt es nur Affen oder Hyänen."

Während dieser entsetzlichen Epoche seines Lebens waren ihm blos zwei Menschen öffentlich treu geblieben, sein Kammerdiener Fletcher und der alte Murray. Auf Beide trug jetzt Byron seine ganze Anhänglichkeit über. Fletcher entschloß sich, den Lord bis an's

Ende seines Lebens nicht zu verlassen und ihm überall hin zu folgen. Murray war zu alt, um einem solchen Entschluß beispringen zu können. Für ihn sorgte Byron durch gerichtliche Verfügung, die ihm für die Dauer seines Lebens einen sorgenfreien Aufenthalt in Newstead sicherte.

Außer diesen gab es noch drei Frauen, die bei dem so außerordentlichen Wechsel der Dinge Neigung und Theilnahme dem Unglücklichen treu bewahrten. Sie hießen Mary, Helene und Alice. Die Erstere betrauerte in ihrer Einsamkeit das beweinenswerthe Loos des theuern Mannes, die letzten Beiden besaßen den Muth, sich der Gesammtmeinung der fashionablen Welt entgegen zu stellen, und durch diese Handlung des Edelmuthes entweder für immer sich zu compromittiren, oder die Unzahl der Andersgesinnten öffentlich des härtesten Unrechts zu zeihen.

Einige Tage vor seiner Abreise aus England erhielt er ein Billet. „Einige Gleichgesinnte," hieß es darin, „erwarten Sie freundlich, und werden Alles aufopfern, Sie nach so schweren Leidenstagen

ein wenig zu erheitern. Möchte es uns möglich werden, Ihrer Erinnerung wenigstens en miniature ein heitereres Bild von dem Lande und Volke mit auf die Wanderschaft zu geben, als Ihnen die Wirklichkeit hinterlassen muß." Die Zeilen waren unterzeichnet: „Helene."

Byron nahm diese Einladung an. Das Paquetboot, mit dem er nach den Niederlanden abzureisen gedachte, segelte früh am Morgen von Dover ab. Er beschloß deshalb, in finsterer Nacht mit Curierpferden den Weg von London bis an's Meer zurück zu legen, um nichts von Allem zu sehen, was ihn mit Ekel und Abscheu erfüllte.

Die auserwählte Abendgesellschaft behandelte ihn auf das Ehrerbietigste. Die Frauen namentlich boten Alles auf, den verfolgten Mann zu erheitern. Byron erkannte ihre Bemühungen dankend an, aber sein Herz war zu zerschmettert, seine Menschenwürde zu schamlos mit Füßen getreten worden, um ein freudiges Wohlwollen in ihm aufkommen zu lassen. Mit Schmerz und Betrübniß bemerkte die stilliebende

Alice, daß sein glänzend braunes Haar bereits Spuren des Ergrauens zeigte, und doch war der Dichter erst acht und zwanzig Jahre alt!

Nach der Tafel, an welcher durch Byron's Selbstbeherrschung mindestens ein Schein der Heiterkeit leise hin und wieder flackerte, spielte und sang Helene einige Lieder. Byron stand neben ihr und lauschte mit wehmüthiger Andacht der Musik. „Kennen Sie wohl," sprach er zu der liebenswürdigen Frau, „das kurze Liedchen Mary Anne?"

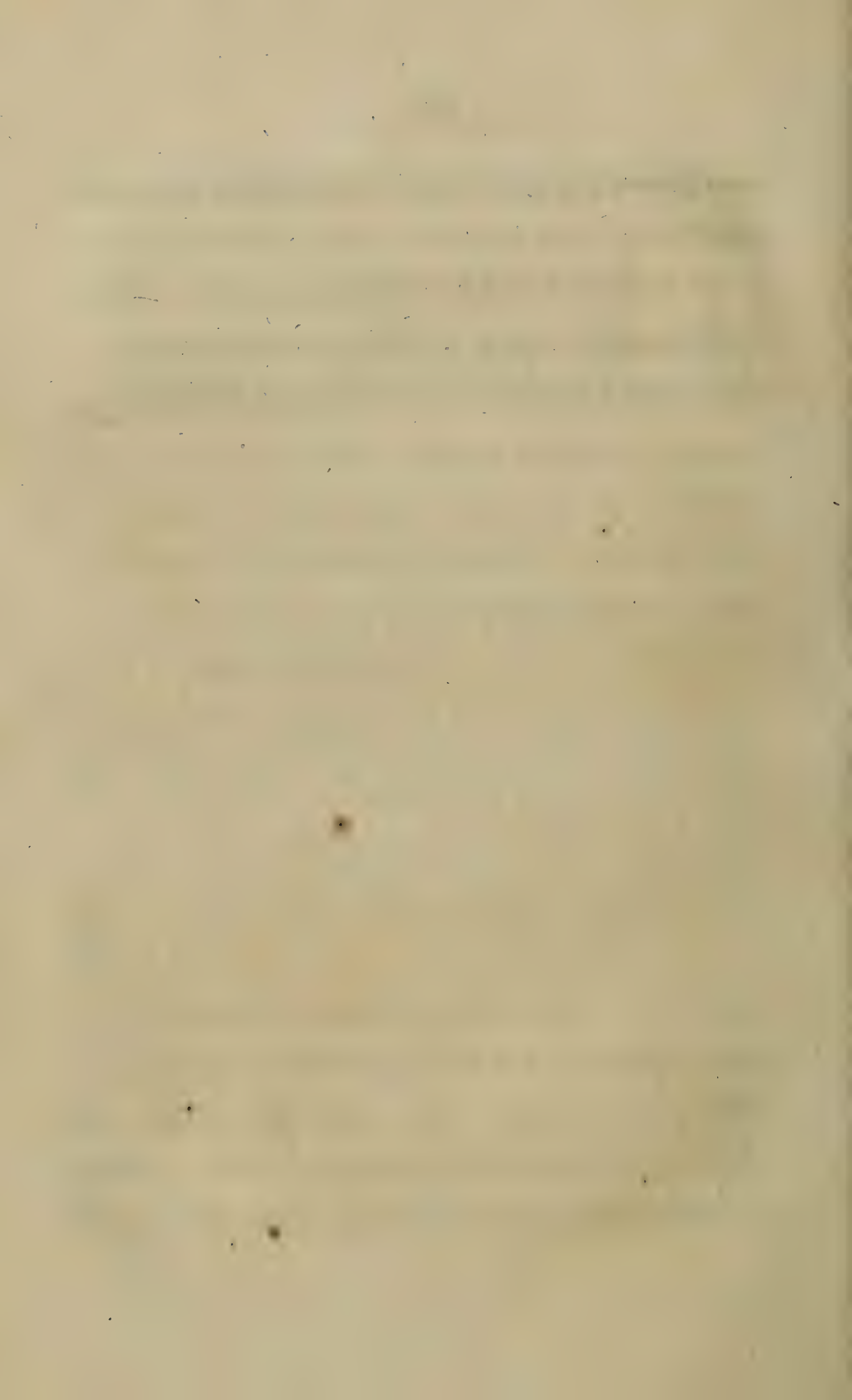
„Gewiß," erwiederte Helene. „O dann bitt' ich," sagte Byron, „spielen Sie es und geben Sie damit einem Verbannten den Reisesegen! Ich mochte es sehr gern leiden, als ich noch ein halber Knabe war."

Helene spielte und sang, eine ganze Welt von Empfindungen spiegelte sich auf dem bewegten, bleichen Antlitz Byron's. „Ich danke," sprach der Dichter, als sie endigte. „Erinnern Sie sich des Verbannten auch dann mit milder Theilnahme,

wenn er von jetzt an den Haß statt der Liebe besingen sollte."

Er verabschiedete sich schweigend, zitternd. Als die Morgensonne durch die Nebel brach, lagen die Kreidefelsen Englands schon hinter dem Fliehenden.

---



# V.

# Die Flüchtlinge am Genfersee.

„Sein klug Gespräch versüßt die Winternacht
Und lehrt mich Selbsterkenntniß; Feuers Licht
Beglänzt oft uns're Stirnen, bis der Tag
Herein bricht und zum schnellen Aufbruch mahnt.“

Shelley's Julian und Maddalo.



## 1.

Junge Männer übten sich vor dem Dorfe Coligny in dem gebräuchlichen Ringerkampf der Schweizer. Frauen, Mädchen und ältere Männer standen oder saßen in lieblichen Gruppen in der Nähe, und sahen den gewandten Jünglingen mit Theilnahme zu. Auch an Kindern fehlte es nicht, die, von dem Nachahmungstriebe ergriffen, ebenfalls mit einander zu ringen begannen, und sich dabei, zu großem Ergötzen von Jung und Alt, possierlich auf der Erde herum kollerten.

Die malerischen Umgebungen dienten diesem ländlich-idyllischen Bilde zum schönsten Rahmen. Auf drei Seiten grünende Hügel, die bald zu Bergen

anschwollen und endlich in den höchsten Gletschern des savoyischen Alpenzuges sich verloren; im Vordergrunde der ruhige, blaue Spiegel des Genfer See's, von kleinen Schiffen belebt, deren Segel, je nach den Schwankungen der Wellen, bald nebelgrau, bald blendend weiß, bald auch in hellem Purpurglanz aufleuchteten, wenn die Sonne plötzlich durch eine dunkle Wolkenschicht brach, die gegen Abend den Horizont bedeckte. Die höchsten Firnen und Hörner der Gletscher färbten sich bereits mit jenem wunderbaren Roth, das noch hinab in die dunklen Thäler leuchtet, wenn ihren Bewohnern schon längst die Sonne untergegangen ist.

Ein junges, hübsches Mädchen, das, abgesondert von den Uebrigen, bisher mit emsiger Geschäftigkeit einen großen Strauß von allerhand Feldblumen gewunden, hatte schon seit geraumer Zeit nach dem Seeufer geblickt, als ob irgend ein Gegenstand seine Aufmerksamkeit besonders beschäftigte. Man konnte aber nur einen einsamen Wanderer bemerken, der in tiefen Gedanken langsam am Gestade hin ging, und,

dem Anschein nach, weder Auge noch Ohr für die Reize der nächsten Umgebung hatte. Er war jetzt der Versammlung auf der Matte so nahe gekommen, daß man ihn deutlich erkannte und ihn, seiner Kleidung zufolge, für einen vornehmen Herrn halten mußte. Er trug sich ganz schwarz, statt des Hutes eine Art Barett, das ihm sehr wohl stand, da eine Fülle dunklen Haares seine hohe, bleiche, gedankenreiche Stirn umschattete. Auffallen konnte es, daß aus dem offenen Rocke die Griffe mehrerer Pistolen glänzten, während er einen Stockdegen nachlässig hinter sich her schleifte. Von dem Jubel der fröhlichen Ringer in seinen Gedanken gestört, blieb er jetzt stehen, sein Auge strahlte Theilnahme an dem männlichen Spiel, und nachdem er eine Weile in lächelndem Schweigen den gewandten Jünglingen zugesehen, griff er schnell in die Tasche und warf einigen Knaben, die balgend und kämpfend ihm nahe gekommen waren, ein Paar Laubthaler zu, klatschte laut lachend in die Hände und setzte dann seine Wanderung in gleicher Weise wieder fort. Da hüpfte das junge

Mädchen schnell an ihn heran und reichte ihm mit dem herzlichen Gruß: „Guten Abend, Milohr!" den Blumenstrauß. Der Fremde sah auf, das Mädchen, in der Schnelligkeit des Laufes aus dem Gleichgewicht gekommen, war unwillkürlich auf ein Knie gesunken und erschien in der angenommenen Stellung einer schönen Bittenden als das lieblichste Bild von Anmuth und Liebreiz. Den Strauß zu dem Fremden empor haltend, lächelte das unschuldige Kind in unaussprechlicher Wonne; doch schien der einsame Wanderer entweder für weibliche Schönheit und Kindesunschuld keine Gefühl zu haben, oder zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um von der Knieenden hingerissen, zum Dank aufgerufen zu werden. Er nahm den Strauß gleichgültig, kaum durch ein leichtes Kopfnicken dankend, und schritt nachlässig an der holden Geberin vorüber.

Diese offenbare Nichtachtung betrübte das Mädchen; es ließ den Kopf sinken, ein Paar Thränen glänzten an seinen langen Wimpern, und recht schmerzlich aufseufzend, verfolgte es den Undankbaren mit

fragenden Blicken. Die beschenkten Knaben aber jauchzten so laut und machten vor Freude so tolle Sprünge, daß auch die Männer jetzt nach der Ursache so unmäßigen Jubels fragten. Die Knaben erzählten, was ihnen begegnet war, und Jedermann freute sich der Freigebigkeit „Milohr's," wie die Bewohner Coligny's den Fremden nannten.

„Was ist aber denn Aenneli zugestoßen?" unterbrach fragend einer von den Jüngeren das Loben und Preisen des freigebigen Milohr's, „das Mädel steht ja schon eine ganze Weile dort am Wege, faltet die Hände und sieht dem Milohr unverwandt nach. He, Aenneli, komm doch heran! Warum lugst Du nach dem Fremden?"

Aenneli trocknete sich geschwind die Thränen ab und kehrte zur Gesellschaft zurück. „Ich glaube gar, Du hast geweint!" sagte der junge Senner, der ihr zugerufen. „Was fehlt Dir, Aenneli?"

„O nichts," versetzte das Mädchen, „mir fehlt gar nichts, mir wurde nur weich um's Herz, als ich den schönen, fremden, reichen Herrn so hingehen sah,

ganz freudlos, als ob die Sonne für ihn nicht schiene. Milohr muß ganz entsetzlich unglücklich sein; denn — denke Dir's, Seppi, nicht einmal freundlich angesehen hat er mich für den schönen Blumenstrauß, den ich ihm gab, und es freut mich doch so innig, wenn ich ihn lächeln sehe und denken kann, daß er auch einmal eine glückliche Stunde hat!" Und Aenneli trocknete sich abermals mit der Schürze ihre schönen Augen.

„Dummes Geschwätz!" versetzte ein grämlicher Mann, der schon bei Jahren war und ein mühseliges Leben geführt haben mochte. „Das weiß ich besser, ihr Buben und Mädel. Der Milohr dort unten auf der Villa hat kein Herz mehr — und warum? Weil er's dem Bösen verschrieben hat für die Vergünstigung, hier auf Erden Alles thun zu können, was ihm gelüstet. Still, hört mich, und nachher kus't drüber so viel Ihr wollt! Ich bin seit vierzig Jahren Fischer, und kenne den See und seine Raupen wie Einer; aber mein Lebtage hab' ich bei starker Bise keinen Fetzen Leinwand auf den Stangen behalten. Jetzt kommt der fremde Milohr, kauft sich ein Boot

und hoi! schießt er mit seinem langen, durchsichtigen Rudergenossen in die dicksten Wetter hinein, ohne daß sich die Leinwand rührt oder der Kahn nur schwankt. Ich sag' Euch, der Milohr kann's machen, daß sein Segelstrich still bleibt, als wäre das Wasser festes Erdreich, mag auch sonst der ganze See in Schaum und Strudel gegen alles Lebendige toben. Und warum? Weil er dem Teufel seine Seele verschrieben hat."

Aenneli kränkte diese Verläumdung, sie widersprach heftig und mit Wärme. „Ja, ja," erwiederte der grämliche Fischer, „das ist ganz natürlich bei Dir, und warum? Weil alle teuflisch Gesinnte den Mädeln die Köpfe verrücken. Nimm Dich in Acht, Aenneli! Du scheinst mir den Milohr tief in Dein Mieder versteckt zu haben; wenn 'n aber der Teufel 'mal satt kriegt, so wird 'r Dir 'n wegputzen über Nacht, wie 'ne Sternschnuppe."

Es mischten sich jetzt Mehrere in den Streit. Einige nahmen die Partei des Fremden, die Meisten aber traten der Meinung des alten Fischers bei. Man

erzählte sich die abenteuerlichsten Dinge, die angeblich seit der Anwesenheit des Fremden an und auf dem See sich ereignet haben sollten.

„Ein ungewöhnliches Leben führt der Milohr, das ist wahr,“ sprach einer der jungen Männer, „denn ich hab' es mit meinen eigenen Augen gesehen, wie er erst um Mitternacht sein Boot bestieg und unter einem fürchterlichen Gesange, der beinahe wie ein Geheul klang, auf dem See herum fuhr. Sein Gefährte, der stiller, aber meines Erachtens noch viel wunderlicher ist, lachte den Text dazu, und wie sie etwa einen Büchsenschuß weit vom Lande waren, konnte ich sehen, daß um die Köpfe Beider ein rollender Feuerkreis wirbelte. Und das geschieht einem blos ordinären Menschen nicht!“

„Milohr's Begleiter ist sicherlich der Teufel,“ fiel ein Anderer ein.

„Letzthin,“ sprach ein Dritter, „wie ich von Genf zurück kam, hörte ich ein immerwährendes Schießen. Ich folge dem Schalle und sehe unweit der Villa die beiden wunderlichen Milohr's, wie sie ohne Weiteres

nach einem jungen Bäumchen mit Pistolen schießen, und zwar mit einer so erstaunenswerthen Fertigkeit, daß jede Kugel allemal einen Schiefer von dem Stämmchen hinweg putzte. Jetzt ist's abgeschossen bis auf eine Elle von der Erde — Ihr könnt's noch sehen — und nun sage mir Einer, das seien ordentliche, gesunde Menschen! Der Tell selber müßte vor solchen Schützen davon laufen!"

„Es könnte aber doch wohl sein," erwiederte ein minder Leichtgläubiger, „daß alle Beide blos den Splitter hätten."

„Was? Splitter?" riefen Mehrere. „Was ist der Splitter?"

„Nun, das ist die englische Modekrankheit," erklärte der Vorige. „Wer so den Splitter kriegt, dem kehrt sich das Oberste zu Unterst; es zuckt und juckt ihm in Kopf und Hand, und das ist die Ursache, warum solche splitterhaftige Menschen immer schießen, schreien, stechen, rudern und räsonniren müssen. Und thun sie's nicht, so kehrt sich der Splitter nach Innen. Dann werden sie still und brummig, hängen den

Kopf und erschießen sich auch, wenn grade ein dicker Nebel in der Luft hängt. Denn seht nur, Ihr müßt wissen, einen ordentlichen, leibhaftigen und knochenfesten Teufel gibt's nicht."

„Sagt was Ihr wollt," fiel Aenneli ein, „der fremde Herr ist krank, krank am Herzen, nicht am Geiste. Das sieht man ihm ja gleich an, man darf ihm nur in seine funkelnden Augen sehen! Auch ist er gut und fromm, denn er hilft gern jedem Nothleidenden, und wie freundlich beschenkt er alle hübschen Kinder, die ihm begegnen! Das thut Keiner, der, wie Ihr behauptet, den Teufel hat!"

„Nun bin ich still!" sprach der alte Fischer. „Wenn die Weiber anfangen, einen Mann zu vertheidigen, so hat es allemal 'was zu bedeuten. Doch, Nachbar, eins muß ich Euch noch sagen, und warum? Weil ich keine Unwahrheit leiden kann. Den „Splitter" hat der finstere Milohr platterdings nicht, denn das hieße ihn schlechtweg für toll erklären, den Spleen aber, seht Ihr, den könnt' er haben, wenn er nämlich nicht den Teufel hätte."

Die Streitenden trennten sich, da es dunkler ward und die schweren Wolken im Westen ein herauf ziehendes Wetter ankündigten. Aenneli blieb allein zurück. Sie war froh, nicht mehr von den Vermuthungen ihrer Landsleute gequält zu werden, die sie, obwohl ohne Wissen, empfindlich verwundet hatten. Konnte sie auch triftige Gründe ihren Andeutungen nicht entgegen stellen, so sagte ihr doch eine unerklärliche Ahnung des weissagenden Gemüthes, daß alle Vermuthungen der Fischer und Senner thöricht sein müßten. Ihre Theilnahme an dem fremden Manne, den sie für ihr Leben gern erheitert hätte, wuchs nur noch mehr durch das sinnlose Geschwätz.

Sie schritt auf dem Pfade am Seeufer fort, den er vor Kurzem betreten, um sich seine Gestalt, seine Stimme, sein ganzes Wesen leichter zu vergegenwärtigen, bis sie unter leisem, doch keinesweges unangenehmen Herzklopfen bemerkte, daß sie nahe genug an die von ihm bewohnte Villa gekommen sei, um den bleichen Lichtschimmer durch die Fenster glänzen zu sehen. Aenneli blieb stehen, einige Maßlieben

blühten am Wege, hastig riß sie die weißen Blumen ab, umwand sie mit dürren Gräsern und legte das Sträuschen auf die Treppenstufen am Eingange des Landhauses. „Vielleicht denkt er an mich, wenn er die Blümchen findet," sprach sie zu sich selbst, „und thut er das, so wird er auch gewiß freundlich lächeln. Aber was hilft es mir, er lächelt doch nur die Blumen an, nicht mich!"

Aenneli drückte ihre kleinen Hände gegen ihren klopfenden Busen und kehrte, noch oft rückwärts schauend, heim nach Coligny.

## 2.

Auf einer mäßigen Anhöhe, dicht am Seeufer, liegt die Villa Diodati. Ein Balcon, auf Säulen ruhend, und durch ein schräges Dach gegen das Wetter und die rauhen Stürme der Bise geschützt, zeigt das Land umher in stets wechselnden Bildern. Hier pflegte der fremde Insasse oft Stunden lang sich aufzuhalten, bald allein, bald von einem oder ein Paar Freunden umgeben, die gleich ihm die übrigen Menschen

vernachlässigten. Vornehmlich brachte er die Abende an diesem Orte zu und nicht selten auch ganze Nächte, wenn das Wetter zu unbeständig war, um eine gefahrlose Fahrt auf dem See zu gestatten.

Das Mondlicht glänzte bereits wieder in zitternder Bewegung auf dem Spiegel der blauen Woge, um die finstern Massen des Jura dampften weißflockige Nebel, durch eilende, zerrissene Wolken, die eine heftige Luftströmung stoßweiße vom Montblanc her nach dem See zu trieb, blinkten einzelne Sternbilder, und am äußersten Horizont funkelte noch hie und da in trübem Roth die Nadel eines Gletschers.

„Schraube neue Steine auf, Fletcher,“ sprach der Lord zu seinem Diener, der mit Reinigung der zahlreichen Pistolen beschäftigt war, die sein Herr ihm reichte. „Fast alle haben mir heute ein oder zweimal versagt, und das verschlimmert jedesmal meine Stimmung. Begegnet mir dies morgen wieder, so werfe ich den ganzen Plunder in den Leman und stürze Dich hinterdrein.“ —

Die Thür ward geöffnet, ein schlanker, junger Mann trat in's Zimmer. Sein Gesicht war von so zarter Schönheit, daß man im ersten Augenblick ihn für ein verkleidetes Mädchen halten konnte. Lange kastanienbraune Locken schmiegten sich in reicher Fülle um eine hohe, weiße Stirn von edelster Form, die Wangen waren krankhaft geröthet, seine Augen, groß und vom reinsten Himmelblau, strahlten in wunderbar sanftem Glanze, der nur bei heftigerer Aufregung in ein unheimliches Aufflammen umschlug, das etwas Ueberirdisches, Geisterhaftes an sich hatte. Die Haut dieses Mannes war zart und von solcher Durchsichtigkeit, daß man das Geflecht der Adern bläulich darunter schimmern sah. Gang, Haltung, Sprache, sein ganzes Wesen, verriethen eine äußerst reizbare Natur, wo nicht ein völlig gestörtes, seiner Auflösung bereits nahes Nervenleben.

„Guten Abend, Byron," redete der Eintretende den Bewohner der Villa an, „ich komme heute etwas spät, da ich längere Zeit als gewöhnlich bedurfte, um mich zu einem Gespräche mit Ihnen vor zu bereiten."

„Muß sich eine Schlange vorbereiten, wenn sie mit ihrem Schüler verkehren will?“ versetzte Byron mit ungläubigem Kopfschütteln. „Die Mühe, lieber Shelley, ersparen Sie sich in Zukunft, denn mit mir ist ein Gespräch aus dem Stegreif immer am vortheilhaftesten. Meine Rede ist wie mein Leben, unstätt, flüchtig, düster, komisch, voller Widersprüche, aber wahr, Shelley — bei meinem Schädel! so wahr, daß ich mich nur wundere, weshalb ich nicht schon als Schutzpatron der Wahrhaftigen einen Platz im Kalender einnehme!“

Shelley lachte leise. „Ja,“ versetzte er, „wäre unsere Physis immer der Psyche so innig zugethan, daß sie ihr nie einen Streich spielte, so würde die Sage vom Prometheus längst keine Fabel mehr sein. Es gäbe dann Götter in Menge, nur keine Poeten. Glauben Sie mir, Byron, ich bin immer nur so lange Poet, als meine Hand zittert, kann ich ruhig den Löffel zum Munde führen, so tritt bei mir augenblicklich die skeptische Epoche ein.“

„Dieser Behauptung zufolge müßte ich fortwährend

Poet sein," erwiederte Byron, „denn meine Hand zittert so stark, daß ich regelmäßig für jede Kugel mein Ziel drei oder vier Zoll seitwärts vom Schwarzen nehmen muß, um zu treffen."

„Wo haben Sie denn Ihren Affen?" fragte Shelley.

„Meinen Sie den Doctor?"

„Hat sich Ihr Hausstand vermehrt, daß Sie mit noch einem Nachahmer aufwarten können? Ich meine, es sei an Polidori schon übergenug!"

„Er ist nach Genf gefahren, wie immer, wenn er unzufrieden wird. Der gute Mensch dauert mich, seine Anmaßung überschreitet aber zuweilen doch alle Grenzen so auffallend, daß ich mich genöthigt sehe, seinem Dünkel ein Gebiß anzulegen."

„Polidori ist ein guter Mann," sprach Shelley, den Shylok Kean's in Stimme und Gebehrde täuschend nachahmend. Byron lachte, fuhr fort, die citirte Stelle weiter zu declamiren, wobei er die Sprache Shakespeare's scharf und bitter tadelte. Dann schellte er dem Diener und verlangte Cigarren

nebst einer Tasse Thee. Shelley forderte Zucker und Arack. „Ich will mir jetzt das Opium abgewöhnen,“ sprach er, „doch sind meine Nerven noch zu schwach, um jedes Reizmittel entbehren zu können.“

„Wir sind doch wahre Antipoden,“ fiel Byron ein, „Sie greifen im ganzen Universum umher, um die narkotischsten Heilmittel aufzufinden, die Ihre Natur kräftigen mögen, und ich führe gewissenhaft ein Tagebuch über die Verfassung meines Ober- und Unterleibes, erforsche genau, welche Speisen und Getränke die Tobsucht in mir entwickeln, welche mich sanft machen. Essen Sie Beefsteak, lieber Freund, das gibt Riesenkräfte! Zwei Bissen davon genügen, mir das Gefühl zu geben, als hätte ich Hörner im Kopfe, die ich mir an der Wand abstoßen muß. Sie glauben nicht, wie furchtbar wild Fleischspeisen machen. Dagegen bändigt alle Pflanzenkost das Temperament, streichelt unser Gemüth, bis es sanftmüthig schnurrt und macht es geschickt, gute Lehren anzunehmen. Ich habe mir vorgenommen, nur dann meine Zähne im Fleische stumpf zu beißen, sollten

mir die Pfaffen zufällig einmal zu Geiste gehen. Aber Sie, lieber Shelley, Sie müssen Rindfleisch essen, saftiges Rindfleisch."

Fletcher brachte das Verlangte und die beiden Freunde bereiteten sich nach Maßgabe ihrer körperlichen Beschaffenheit das frugale Abendbrod. Nach genossenem Thee ging Byron im Zimmer auf und nieder und rauchte Cigarren. „In Frankreich erstickt man das Leben durch Kohlendampf," sprach er, „ich will doch sehen, ob es nicht möglich ist, mittelst Cigarren auch den Hunger nieder zu dämpfen. Es gibt nichts so Widerliches auf der ganzen Welt, als ein menschliches Ungeheuer, das seinen Magen zum Gott erhebt. Denken Sie sich z. B. ein schönes Weib, das gern ißt! — wahrhaftig, Shelley, ich würde ein solches Wesen, und vereinigte es die Vollkommenheiten einer Venus und Magdalene in sich, ziemlich hart von mir weisen! Lady Byron hatte etwas von dieser Unart an sich, sie wußte recht wohl, daß ich es nicht vertragen konnte, und doch beharrte sie dabei. Eingebildete Frauen glauben ihrer Würde etwas zu

vergeben, wenn sie eine geringfügige Bitte ihrer Männer erfüllen. Die Thörinnen! Sie bringen sich und Andere dadurch nur um Glück und Ruf. — Teufel, mich schmerzt der Schädel!"

Byron schlug sich mit der Faust heftig an die Stirn, lehnte seine Wange gegen die Wand und ließ den Blick lange und sichtbar ergriffen auf der wunderbar glänzenden Landschaft ruhen, die in wechselnder Mondbeleuchtung durch die Balkonthür sichtbar ward. Shelley saß, die Hand in sein Haar vergraben, neben der Thür. Es war still, die Kerze bewegte sich kaum im linden Hauche. Auf dem See flimmerten einige Segel, eine Stimme ward laut, die zur Guitarre ein einfaches Lied sang, von ferne rollte es dumpf, als stürzten Lawinen von den Gletschern. Es war das langsam aufsteigende Gewitter, das bereits glührothe Blitzschleifen um die Hüften des Montblanc knüpfte. Von diesem Wandel in der Natur ergriffen, änderte sich das Gespräch der beiden Dichter. Shelley wußte, daß Byron seine bestimmte Zeit austoben mußte, deshalb unterbrach

er ihn nie, mochte er nun schimpfen oder in scherzhafter Weise das Gute mit dem Schlechten verspotten. Ein Blick in die Natur besänftigte gewöhnlich diese momentanen Wuthausbrüche, dann ward er still, sein Herz öffnete sich dem Friedenswort des Freundes, die Bitterkeit schwand aus seiner Seele, und was auch noch zurück bleiben mochte von Schmerz und Gram, das löste sich vollends auf in melancholisch-süßen Liedestönen, oder im trauten Gespräch mit seinem innigsten Geistes- und Leidensverwandten.

Fletcher hatte sich auf Byron's Wink wieder entfernt, die Dichter waren allein mit sich und dem wunderbaren Geisterhauch der Natur, der auf ihr Fühlen und Denken den mächtigsten Einfluß übte. Shelley's Auge glänzte noch heller, noch überirdischer als gewöhnlich. Langsam erhob er seine Hand und legte sie auf Byron's Schulter. „Byron," sprach er, „Sie müssen durchaus von Ihrer Ansicht, die Liebe der Menschen durch Haß erwecken zu wollen, zurück kommen. Liebe ist freilich ein unbestimmtes Wort, ein Phantasiebild, ein Kuß der Gottheit, uns im

Traum auf die geschlossenen Augenlider gehaucht. Aber wir fühlen doch ihre Wirkung, ihr Dasein bestätigt der Erfolg, den sie hervor bringt, und ihrer spotten, heißt gegen das Universum sündigen, das doch allein nur von Liebe ernährt, erhalten, getragen wird! Hören Sie den Donner, Byron? — Der verständige Naturalist sieht darin nichts weiter, als Ursache und Wirkung ganz einfacher Naturkräfte, die poetische Anschauung aber begnügt sich damit nicht. Sie träumt und schafft sich zum Schall ein Bild, ein Wesen, und wendet es so lange hin und wieder, bis es irgend eine Gestalt gewinnt. Diesen Trieb des Urmenschen nenne ich das Walten jener allgemeinen Liebe, in der allein mir die Wesenheit Gottes zu liegen scheint. Das ist mein Atheismus, der mich Vaterland, Vermögen, Gesundheit gekostet, der mir die eigenen Kinder geraubt hat."

„Ich kann Ihnen nicht widersprechen, Shelley," versetzte Byron, „doch muß ich gestehen, daß es meiner Natur widerstrebt, eine Ohrfeige mit einem Kusse zu belohnen. Ganz England hat Sie geohrfeigt wie

mich, und nun setzen Sie sich hin und mühen sich ab, wie Sie den Bulldog's am zärtlichsten um die plumpen Lippen schmeicheln. Nein, Shelley, das kann unmöglich der rechte Weg zur Wahrheit sein. Als Mensch verlange ich Beruhigung, Ausgleichung meiner Gefühle; doch wo auf Erden findet sich die Gesellschaft, in der es gestattet ist, beleidigt zu werden, ohne wieder beleidigen zu dürfen? Ob man es thun will, das allein soll uns selbst überlassen bleiben. Ich meines Theils hasse das Beleidigen aus Schadenfreude, nur Ausgleichung, Beruhigung begehre ich, und diese tritt bei mir ein, wenn ich auf Salz Pfeffer streue."

„Sie sind Egoist, Byron, Sie leben blos sich, nicht dem Allgemeinen."

„Das ist menschlich, nichts weiter," versetzte Byron. „Thue ich als Egoist nur meine Pflicht, so ist dadurch dem Allgemeinen weit mehr gedient, als mit Ihrer allgemeinen Liebessauce, die Sie lebensgern um diese Narrenpastete, die wir Welt nennen, gießen möchten."

Shelley lächelte und fuhr fort mit ruhiger, klangvoller Stimme, die selbst schon wie ein Friedensgeläute klang, dem heftigen Freunde seine Ansichten über Haß und Liebe vorzutragen. Bei solchen Unterredungen lag in dem kranken Dichter eine wunderbare Anziehungskraft. Seine Worte strömten in ununterbrochenem Fluß über die Lippen, und wurden sie auch oft in seltsamer Form geboten, sie fesselten doch immer, wenn sie auch nicht überzeugen konnten. Shelley's Skepsis löste sich bei solchen Gesprächen in eine eigenthümliche Glaubensmilde auf, die um die Worte her wogte wie ein Heiligenschein. Es war keine Verläugnung seiner Natur, diese sprach sich nur aus in tieferen Tönen, und ward in solchen Stunden zur edelsten Mystik verkehrt. Denn alle wahre Mystik ist immer nur eine nach innen getretene Skepsis. Das Herz spricht, während der Verstand schläft, und das Sprechen eines tief empfindenden Herzens ist nichts anderes, als ein Erzählen der Träume, von denen der schlummernde Verstand umgaukelt wird.

Shelley war von Natur zu dieser auffallenden

Art des Denkens, Dichtens und Träumens gedrängt. Seine Nerven waren so reizbar, daß es ihm nicht schwer fiel, zu jeder beliebigen Zeit ein Gebild seiner Einbildungskraft lebendig werden, in der Nüchternheit des Lebens auf sich zu schreiten zu lassen. Diese Begabung, die bei gesunder Grundlage eine krankhafte Ausbildung angenommen, stimmte ihn gegen die Ungerechtigkeiten der Welt selbst dann mild, wenn sie ihn persönlich trafen. Er ward erschüttert, aber nicht zum Zorne gereizt, wie der kräftigere Byron. Shelley sog den Honig seiner Lieder aus tief inniger Beschauung des geheimnißvollsten Seelenlebens, Byron bedurfte der dämonischen Gewalten, um sein Gefühl erbeben, sich selbst fürchten zu machen, und in eingebildeten Schrecken, die sich nicht selten in seinem Gehirn verfestigten, die Zauber der Poesie zu finden, an denen er Freud' und Leid seines Lebens abzustumpfen suchte.

Beide Freunde hatten, was wir hier aussprechen, gegenseitig in einander erkannt, Byron mit der Allgewalt seines leidenschaftlichen Gefühls, Shelley mit

der Doppelkraft bewußter Ueberzeugung und magnetischer Ahnung. Wie sich daher auch ihre Meinungen oft durchkreuzen mochten, ein Bruch war nicht möglich, indem Einer den Andern ergänzte, und Milde und Hohn die außerordentlichsten Gedanken bis zur Durchsichtigkeit läuterten.

„In meinen früheren Jahren," sprach Shelley, „überließ ich mich jederzeit dem Eindrucke des Augenblicks. Dennoch erschien mir Alles entweder gehässig oder liebevoll, und wenn nun das Gehässige weit öfterer mir begegnete als das Liebevolle, so ward ich unglücklich. Ich fühlte mich höchst elend, fand nirgends Ruhe, nirgends einen Ausweg. Aus jener Zeit datirt mein Pamphlet über den Atheismus, das Sie kennen. Auch nach dem Verdammungsurtheile, das mich traf, blieben noch längere Zeit meine Ansichten dieselben; erst, als ich in den Straßen Londons bald Hungers gestorben wäre, als mein Vater mich verstoßen, meine Verwandten mich abgewiesen, die Welt, so weit ich sie kannte, mich geächtet hatte; damals gewann ich plötzlich eine andere Ueber-

zeugung. Die Veranlassung war einfach, natürlich; doch werde ich sie nie vergessen. Hören Sie mich, Byron!"

Shelley genoß einige Stückchen mit Arack getränkten Zucker, um seinem schwachen Körper mehr Spannkraft zu geben. Byron setzte sich neben ihn und stieß einen Dolch, den er stets bei sich trug, bald langsamer, bald schneller durch die Tapete. Es war ihm Bedürfniß, irgend ein Mordinstrument in unmittelbarer Nähe zu haben, um im Augenblick der wildesten Aufwallung sich in dem bloßen Gedanken, Schlimmes thun zu können, still zu toben. Fehlte ihm irgend ein solcher Helfer in der Noth, so vergrub er die Hände in sein Haar und raufte es so lange, bis sein Zorn im Schmerz erstickte. Fletcher nannte solche Anfälle seines Herrn die Periode des Teufelhetzens.

„Es war im Jahr 1814," erzählte Shelley, „als ich eines Abends bei ziemlich stürmischem Wetter unter dem Portale eines herzoglichen Palastes in London ein Obdach für die Nacht suchte. Den ganzen

Tag über war ich im anatomischen Theater beschäftigt gewesen, um den Organismus des Menschen zu studiren. An Mangel schon seit Wochen gewöhnt, kümmerte es mich wenig, womit ich meinen Hunger stillen mochte. Durch das gänzliche Zerwürfniß mit meiner Familie war ich aber doch so herunter gekommen, daß ich selbst das Allernothwendigste nicht mehr auftreiben konnte. Ich hatte Schulden, wurde gemahnt, verfolgt und endlich in meiner Wohnung nicht mehr zugelassen. In dieser Bedrängniß galt es die Kraft des Stoicismus zu erproben, in dem ich mich schon seit einigen Jahren geübt hatte. Die Spiegelfenster des Palastes, unter dessen Thorweg der rechtmäßige Erbe eines Vermögens von 300,000 Pfund Sterling vor Frost klapperte, vor Hunger zitterte, strahlten in blendender Helle. Ich hörte Musik, heiteres Lachen, das gefallende Surren vielleicht höchst fader Gespräche. Nie war ich in einer bitterern Stimmung gegen die Welt gewesen, für deren Besserung ich mir bewußt war, all meine Kräfte angestrengt zu haben. Die Noth jedoch, das

rauhe Wetter und das natürliche Bedürfniß eines jeden Menschen, selbst in der verzweifeltsten Lage noch Hoffnungen zu schöpfen, bewog mich, die äußeren Uebel durch die überwiegende Kraft des Geistes zu besiegen. Ohne mich also ferner um das Nächste zu bekümmern, begann ich alles Ernstes mit meiner Phantasie zu verkehren; denn wenn irgendwo noch Hilfe war, so mußte sie da zu finden sein. Es gelang mir auch wirklich in kurzer Zeit, mein körperliches Unbehagen gänzlich zu vergessen, indem ich mich geflissentlich in eine Scheinwelt hinein träumte, die mit der mich umgebenden wirklichen keine Verwandtschaft zeigte. War es nun die Verzweiflung meines Denkens, oder die Abspannung der physischen Kräfte, die jederzeit das geistige Leben bis zur Exaltation steigert: genug, ich fand, daß unter allen Verhältnissen, in den gräßlichsten Situationen, eine liebevolle Auffassung derselben die unbedingteste Beruhigung gewähre. Und seltsam, kaum drängte sich mir diese Ueberzeugung auf, als auch ein Bild wunderbaren Lebensglückes vor mir aufstieg! Hätte ich ge-

schlafen, so würde ich es für einen Traum gehalten haben, so aber war ich vollkommen wach. Ich fühlte das Herabträufeln des Regens, abgerissene Töne der Musik flatterten an mir vorüber, und dennoch stand dies wunderbare Bild, diese Schöpfung meines Denkens in goldener Beleuchtung fest vor meinem Blick. Willkürlich konnte ich diese Erscheinung verschwinden, und willkürlich sie wieder entstehen lassen, immer in gleicher Pracht, mir zum Glück, zum Ergötzen, zur Beruhigung. Damals empfand ich es mit unnennbarem Wonnegefühl, welch ein unersetzlicher Schatz unsere Phantasie sei! Es leuchtete mir aber auch ein, daß ein zweckmäßiger Verkehr mit ihr, wird er nur von der Kraft des Gedankens geregelt, das Glücklichste schaffen müsse, jedes eigentlich waltende Unglück vernichte und das Böse gänzlich ausrotte.

„Unmittelbar nach dieser trübseligen und freudevollen Nacht, die für mich ein Wendepunct ward, dachte ich in ruhigeren Stunden über das Erlebte und Gesehene nach, und wie ich von nun an

auch die einzelnen Gedanken schieben und setzen mochte, immer strebten sie doch zu ein und demselben Ziele hin. Man nannte mich, theilte ich irgend einem Ungeweihten die Ergebnisse meiner Forschungen mit, den radicalsten Skeptiker Englands, man wollte es mir zum Verbrechen machen, daß ich Kirche und Religion antastete, weil ich gefunden hatte, sie gewährten nur einer Anzahl Auserwählter das, was sie Allen zu geben versprachen und doch unbillig genug entzogen.

„Seit jener Zeit habe ich mit eiserner Consequenz das Princip der Liebe zum Maßstabe meiner Beurtheilung gemacht in allen menschlichen Dingen, und ich rathe Ihnen, Byron, folgen Sie mir! Strengen Sie sich an, treten Sie dem Haß auf den Nacken, er stachelt nur, er befriedigt nie.“

„Zuvor, Shelley,“ versetzte Byron, „muß ich Sie bitten, mir die Vortheile aus einander zu setzen, die Ihre Liebesmanie Ihnen eingetragen hat. So viel ich weiß, bestehen sie blos in fortwährender Verketzerung Ihrer Schriften. Sie sind und werden

Atheist bleiben bis an's Grab, denn verdammt will ich sein, wenn es unwahr ist, daß, wer einmal im gerechten Zorne einen Dolch handhabte, nicht fortwährend in die Kategorie der Mordgesinnten geworfen wird!"

Ein sanftes Lächeln flog verschönernd über Shelley's Gesicht, wie immer, wenn er eines Andern Irrthum bemerkte. „Wollen Sie die Meinung der beschränkten Köpfe für gültig anerkennen," sprach er, „so werden wir Beide nicht nur so lange wir leben, nein, bis an den jüngsten Tag für ein Paar höchst gefährliche und gottlose Menschen verschrieen bleiben. Ja doch," fuhr er fort, „ich bin Skeptiker und, wenn man will, auch insofern Atheist, als ich nicht glauben kann, daß ein Einzelwesen über das Universum nach Tyrannenart gebietet. Den Gott aber läugne ich nicht ab. Mir lebt er im aufknospenden Blumenauge, in dem Thautropfen, der auf Halmen und Gräsern blitzt, im Strahl des Mondes, wenn er seinen Silbermantel um Bergesschultern faltet. Und wenn ich nun erst die lebensvolle Welt betrachte, so würde ich

mich selbst verachten, könnte ich noch daran zweifeln, daß vom unsichtbaren Insect bis zum intelligentesten Menschen Ein Drang der Liebe jauchzt und betet, den ich aber unmöglich in Ein Wesen concentriren mag, soll es mir nicht in unschöner Gestalt erscheinen. Die Liebe, die ich im Grase säuseln, im Laub der Bäume flüstern höre; die in Bach, Fluß und See murmelnd mit sich selber plaudert; die ich im Traume küsse, wenn irdisches und überirdisches Leben in einander fließen; die endlich meine ganze Seele melodisch bewegt, wenn die Phantasie den schneidenden Gedanken zur Form der Schönheit umbildet und zum Gedicht verklärt: diese Liebe, bester Byron, ist mein Gott, und in diesem geeinten Pantheismus will ich leben und sterben." . . . . . . . .

„Vortrefflich," sprach Byron, „man muß nur auch so idealisch zu träumen wissen, wie Sie. Zugegeben Sie hätten Recht, und ich sähe es ein — obwohl ich dies noch läugnen muß — wer nimmt mir dann die Wuth meiner Träume, den Haß, der gerade in alle dem, was beruhigend auf uns wirken soll, mir

die Zähne weist? Ich bin keiner von den langweiligen Engeln, mit denen schwache Gemüther den Himmel austapezieren; doch fühle ich mich auch nicht viel schlechter, als was sonst von menschlichen Fratzen um mich herum wandelt. Warum muß ich nun mit dem Schrecken ringen? Dämonen bändigen, damit sie mich nicht zerreißen, und weit mehr Hölle sehen als Himmel? Haben Sie Recht, Shelley, so danken Sie Ihren sanfteren Glauben einzig Ihrem milderen Temperament, und was Sie als allgemeine Lehre aufzustellen bemüht sind, das gewinnt blos in Ihnen Geltung und in Individuen, die Ihnen gleich oder doch sehr verwandt sind. Ihre Gedanken, lieber Shelley, sind somnambül, deshalb haben Sie so wunderbare Erscheinungen; mir dagegen klafft immer der Cerberus hinten nach, und bei solcher Begleitung soll der Teufel lieben."

Ein heftiger Donnerschlag unterbrach dies seltsame Gespräch der beiden Dichter, die, von gleicher Begabung und gleich edel, doch auf so entgegen gesetzten Bahnen die Erkenntniß des Ewigen, den reinen

Genuß des Lebens suchten. Schwere Wetterwolken rollten, vom Sturme gepeitscht, über das Thal und wühlten den See brausend auf, daß der weiße Gischt donnernd gegen die Ufer brandete. Ununterbrochen schossen die Blitze nach den verschiedensten Richtungen hin und gewährten durch die partielle Beleuchtung der Gegend die mannichfachsten Ansichten. Oft schienen die rothen Flammen gleich feurigen Geistern auf den weißen Häuptern der Wellen zu tanzen, dann stürzten sich wieder sonderbar gestaltete Nebel auf die Lohen und versenkten sich mit ihnen vereint in den Abgrund des See's.

Schweigend sahen die beiden Freunde diesem großartigen Schauspiele zu. Der furchtsame Fletcher war auch wieder in das Zimmer gekommen, hielt sich aber in schüchterner Entfernung von seinem Gebieter.

„Bei diesem Schauspiel erinnere ich mich der Scene eines deutschen Gedichtes," sprach Shelley, „das ich für das außerordentlichste halte, was je geschrieben worden ist."

„Sie können deutsch?" sprach Byron. „Als Knabe trieb ich es auch, als man mir aber den Tod Abels von Geſſner als ein sehr schönes Poëm rühmte, was in Deutschland höchlichst geachtet werde, bekam ich einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Volk und Sprache der Deutschen. Kain that ganz Recht daran, daß er einen so albernen Tropf, wie diesen Abel, erschlug; ich hätte es eben so gemacht. Abel ist kein poetischer Character; er ist, wie alles einfach Gute, lächerlich, abgeschmackt. Wer jene Sage poetisch behandeln wollte, müßte Kain zum Helden machen und dem Abel seine deutschmichelhafte Albernheit abwaschen, womit ihn der gutmüthige Geſſner überpinselt hat. Ich habe wohl Lust, bei guter Stimmung meine Gedanken darüber in Verse zu bringen, — zuvor aber müßte ich noch ein Paar lustige Sünden auf mein Register bringen. — Doch wovon wollte die Schlange zischen? Ich habe sie unterbrochen."

„Goethe hat ein Gedicht „Faust" geschrieben," sprach Shelley. „In diesem befindet sich eine Scene,

worin der Zug der Hexen nach dem Blocksberge geschildert wird. Jener furchtbar schönen Scenerie erinnere ich mich bei diesem Anblick. Sie sollten den Faust doch zu lesen versuchen, Byron! Alle Tiefen der Skepsis sind in diesem Gedicht erschlossen und dennoch der Triumph der Liebe in wunderbarster Poesie verklärt."

„Ich wollte, der alte Gessner wäre von Ewigkeit her als Perúquier bei der Proserpina angestellt gewesen, oder ich zahmeren Geistes," versetzte in komischem Ingrimm der aufbrausende Byron. „Da beides nicht der Fall ist, so werde ich den „Faust" wohl schwerlich lesen können. Gibt's keine Uebersetzung?"

„Ich halte ihn für unübersetzbar," erwiederte Shelley, „doch wollen Sie mir gelegentlich einmal zuhören, so will ich einige Scenen, die ich möglichst treu wieder zu geben versuchte, Ihnen nächstens vorlesen."

Byron ging sogleich auf den Vorschlag ein. Der Gewittersturm hatte unterdessen ausgetobt, das ganze

Wetter stürzte sich in die Schluchten des Jura. Ueber dem See glänzte wieder die Sichel des Mondes und beleuchtete das Rollen der einschlummernden Gewässer.

„Wollen Sie mich begleiten, Shelley?" sagte Byron lebhaft, „ich glaube, wir können ohne Gefahr noch eine Fahrt auf dem See wagen. Diese magische Mondnacht, hier heller Himmel, Sternenschein und Ruhe, dort drüben die Nacht des Wetters, Aufruhr der Natur, das Zischen und Springen der Blitzschlangen: bei meiner wilden Seele, das muß ein Genuß sein für Schlange und Dämon!"

Shelley's Blick ruhte einige Augenblicke auf dem Zauberbilde, dann reichte er Byron die Hand. „Rasch denn," sprach dieser, „geben Sie mir Ihren Arm! Bin ich auch lahm, so sind meine Nerven doch dauerhafter als die Ihrigen. Wir wollen den Morgen auf dem See erwarten."

An der Thür trat Fletcher den Freunden entgegen.

„Mylord,“ sprach er stotternd, „Sie werden morgen wieder den ganzen Tag böse Stimmung haben, wenn Sie die Nacht wieder ohne Schlaf hinbringen. Wäre ich Ew. Herrlichkeit, so würde ich zu Bett gehen.“

„Nein, guter William, das ist nicht wahr,“ versetzte Byron leicht scherzend, „wärst Du Se. Herrlichkeit, so gingst Du jetzt eben so gewiß, wie ich es thue, zu Schiffe, nur als der bedenkliche William Fletcher, Kammerdiener Sr. Herrlichkeit, des hinkenden Lord Byron, würde ich mich auf's Ohr legen. — Wo hast Du den Strauß von Maßlieben her?“

„Ich fand ihn draußen auf den Stufen liegen. Des Senners Tochter wird ihn wohl für Ew. Herrlichkeit hingelegt haben. Sie streift immer, recht wie ein guter Engel, um die Villa, und ist stets darauf bedacht, Sie durch irgend etwas zu erfreuen.“

„Hm!“ sprach Byron nachdenkend, „so pflege denn das liebe Geschenk, damit ich die Blumen morgen

recht frisch finde.“ Als er mit Shelley das Boot bestiegen und das Segel aufgespannt hatte, sagte er zu dem Freunde: „Glauben Sie wohl, daß Aenneli eine Neigung zu mir gefaßt haben könnte? Ihr Betragen ist mir heute aufgefallen, und ich war, glaub' ich, fast hart gegen sie.“

„Aenneli liebt,“ versetzte Shelley, „und wenn ich das Mädchen nicht ganz verkenne, so glaub' ich, dies hingebende Naturkind allein würde Sie glücklich, vielleicht gar zu einem Bekenner meiner Liebesreligion machen können.“

„Nimmer, nimmer!“ fiel Byron heftig ein und seine Augen blitzten zornig. „Ich hab's verschworen, je wieder zu lieben. Ich hasse das ganze Geschlecht, unauslöschlich, unsagbar, mit der Wuth und Kraft eines Titanen. Und selbst wenn ich das Kind lieben könnte, glücklich würd' ich doch nicht! Es klebt ein Fluch an meinem Namen; alle Byrons werden elend in der Liebe!“

„Ihre Heftigkeit, liebster Byron, läßt mich fast

vermuthen, daß Ihnen die schöne Sennerin nicht ganz gleichgültig ist."

„Ich liebe ihre naive Sprache," sagte Byron, lehnte sich über den Bord des Nachen und sang oder heulte vielmehr ein albanesisches Kriegslied in die Nacht hinein. — Auf Diodati fiel der volle Schimmer des Mondes, die Schiffenden konnten die Villa durch Dämmerglanz und silbernen Nebeldunst so lange erkennen, bis das Boot hinter den empor steilenden Ufern verschwand.

3.

Seit Byron das Landhaus Diodati bezogen hatte, war es schwer, ja fast unmöglich, in seine Nähe zu kommen. Jeder Fremde wurde ohne Unterschied abgewiesen, denn der tief verletzte Dichter hatte einen Abscheu, einen unauslöschlichen Haß auf die Menschen geworfen. Am empfindlichsten ließ er diese Abneigung den Engländern fühlen; er mochte nichts von ihnen hören, nicht einmal zurückgelassene Karten annehmen. Diese hartnäckige Abgeschlossenheit mußte

bald genug zu lächerlichen Auftritten, nicht minder zu übertriebenen Verläumdungen des Einsiedlers führen. Vertraute Freunde umschlichen tagelang ohne Erfolg die Villa, ehe es ihnen gelang, den menschenfeindlichen Lord gewissermaßen zu überfallen, sich ihm in die Arme zu werfen; und fern Stehende, nur von Neugier Herbeigelockte brüteten schauerliche Mährchen aus, um sich zu rächen, und beobachteten deshalb die Schritte des Dichters von dem entgegen gesetzten Ufer des See's herüber durch Fernröhre. War es nun aber andauernd Harrenden endlich gelungen, den ehemaligen lustigen Freund zu sehen, zu sprechen, dann lebte auch Byron wieder auf. Alles Trübe wurde vergessen, froh hingebrachte Stunden, Tage, Nächte nochmals genossen, und des Dichters Witz und Laune beseelten, wie ehedem, das Gespräch, würzten das Mahl. Unter den durchreisenden Engländern befanden sich auch Hobhouse und Lewis, mit dem Beinamen „der Mönch.“ Diesen verdankte er einem Roman, der aus seiner Feder geflossen war und Aufsehen erregt hatte. Nach den wunderlichsten

Manövern waren die Freunde dem Dichter in's Zimmer gedrungen, der nun über die Folgen seiner Abgeschlossenheit lachen mußte, des Scherzes halber aber die getroffenen Maßregeln sogar noch vermehrte. Beide beabsichtigten, die Schweiz zu bereisen, die Alpen zu besteigen, und da sich die Witterung günstig zeigte, so bestürmten sie Byron und Shelley so lange, bis ihnen die Dichter ihre Begleitung zusicherten.

Der Eindruck dieser Wanderung durch die Gletscher des Chamouni und der zunächst liegenden Alpen auf das Gemüth unseres Freundes war außerordentlich. Verdüstert, ingrimmig, voll Bitterkeit und Hohn, nicht allein gegen seine Landsleute, sondern gegen die Menschen überhaupt, war Byron nach Genf gekommen. Eine heitere Landschaft, eine erhabene, großartige Natur wirkt immer günstig auf eine regsame, empfängliche Seele, und so fühlte sich auch Byron, wenn nicht beruhigt, doch bald zerstreut. Er wählte den Genfersee, mit dem poetischen Reiz seiner historischen Erinnerungen, den phantastischen Monumenten einer halb wahren, halb erdichteten leiden-

schaftlichen Liebe, mit innigem Behagen zu seinem Aufenthalt, und ergötzte sich auf einsamen Wanderungen, die ihn nach all den Orten hinführten, deren Verherrlichung wir Rousseau verdanken. Weit bedeutsamer jedoch war für ihn das persönliche Bekanntwerden mit Shelley. Bisher kannte er diesen schwärmerischen Skeptiker, der als Dichter eine Naturmystik entwickelte, wie Niemand sie vorher geahnt hatte, und als Denker an Scharfsinn mit Spinoza wetteiferte, nur aus seiner „Queen-Mab," die Byron's Denken und Fühlen außerordentlich zusagte. Da begegnen sich beide Dichter wider Erwarten im Hotel de Sécheron bei Genf und die Wahlverwandtschaft ihrer Schicksale übte nächst ihrer Sinnesähnlichkeit einen so mächtigen Einfluß auf Beide, daß in kürzester Zeit ein ewiger Freundschaftsbund zwischen ihnen geschlossen wird. Byron bedurfte eines Mannes, in dessen Gegenwart er sich über sein eigenes trübes Geschick aussprechen konnte. Er mußte im Beisein eines innigst Mitfühlenden gegen Welt und Menschen toben, um sich selbst wieder zu finden, und die Muse

dann in sanfteren Worten den Nachhall seines Zornes, seines Schmerzes wehklagen zu lassen. Diesen Mann fand Byron in dem gefaßteren Shelley, der, ohne ihm zu widersprechen, durch die heitere Kraft seiner Rede den tobenden Freund zu sänftigen verstand. Byron's lärmende Gefühlsausbrüche verloren an Heftigkeit und Dauer durch den Umgang mit Shelley, dessen Gespräche, Untersuchungen, Hindeutungen leiteten Byron's Gedanken auf ganz neue Spuren. Seine Poesie gewann an Tiefe, was sie an aufsprudelnder Gluth verlor, und wie sehr er sich auch immer gegen Shelley's wunderbare Skeptik auflehnen mochte, sie umstrickte seinen Geist willenlos und wirkte als heilsame Medicin auf sein krankes Gemüth. Jetzt verlangte seine Natur nur noch eine gewaltige Erschütterung, um in einer neuen Production sich wieder zu dauerhafter Gesundheit durcharbeiten zu können. Dazu verhalf ihm die erwähnte Alpenreise, von der er kräftiger, schaffenslustiger als je zurückkehrte.

Bei seinem Eintritt in die Villa war ihm eine

freundliche Ueberraschung zugedacht. Säulen, Fenster und Wände zeigten sich geschmackvoll mit Guirlanden von Moos und Immergrün umwunden, Blumen standen in reicher Fülle aller Orten, vorzüglich auf seinem Arbeitspult, und die zahlreichen Waffen, mit denen er sich nach alter Gewohnheit zu umgeben liebte, waren so geschickt unter und zwischen diesen Waldesschmuck versteckt, daß sie nicht wenig zur blinkenden Verzierung der Gemächer beitrugen. Anfangs glaubte der freudig überraschte Dichter, sein treuer Fletcher sei der Anordner dieser Ausschmückungen, doch lehnte dieser jede dankende Anerkennung mit Bestimmtheit ab, ohne den wahren Urheber zu nennen.

Byron ward dadurch erfreut und auch verstimmt. Er ahnte die Hand, die für ihn sich mühte, und doch war er nicht im Stande, so recht von Herzen, wie er es wünschte, ihr dafür danken zu können. Tage waren bereits vergangen und sein rastlos arbeitender Geist brütete darüber, die empfangenen Eindrücke poetisch zu gestalten. Niemand durfte zu ihm, sein

Zimmer blieb verschlossen, und lockte ihn ja die milde Luft, der blaue Himmel, der duftige Ton, in dem die fernen und nahen Gebirgskuppen glänzten, in's Freie, so lehnte er jede Begleitung ab, die Flug und Richtung seiner Gedanken hätte stören können.

Eines Abends kehrte er später als gewöhnlich von einer Fahrt auf dem See zurück. Das Zwielicht war bereits in vollkommene Dämmerung überge-gangen und tiefes Dunkel würde jeden Gegenstand verhüllt haben, wäre nicht von dem Glanz der Firnen ein matter Schimmer in die Dämmerung des Thales hinein gefallen.

Als Byron die Thür seines Zimmers öffnete, blieb er erstaunt, mit einem Anflug leichten Unwil-lens, auf der Schwelle stehen; allein wäre auch sein Menschenhaß über alle Maßen groß gewesen, er hätte schwinden müssen vor dem Anblick, der sich ihm dar-bot. Ein Mädchen, kaum in das jungfräuliche Alter getreten, zart, schön, liebenswürdig, schwebte wie eine Sylphide in dem mattrosen Dämmerlicht auf leichten Zehen durch das Zimmer, und war so

vertieft in ihre rührende Thätigkeit, daß sie das Erscheinen des Bewohners gar nicht bemerkte. Zierlich, geschmackvoll ordnend, ersetzte sie aus einem Körbchen, das sie am linken Arme trug, die verwelkten Blumen mit frischen, und rückte dabei nach Frauenart manche Kleinigkeit zurecht, daß ein liebliches Ebenmaß, eine vollendete Symetrie überall sichtbar ward.

Auf den ersten Blick erkannte Byron in der holden Schaffnerin des Senners Tochter, Aenneli. Er ließ das Kind gewähren, bis jede Zier an ihren Ort gestellt war und ein freudiges Lächeln ihr naives Gesicht mit dem holdesten Reiz überstrahlte. „So," sprach sie mit lispelnder Lippe und holte aus tiefer Brust Athem, indem sie das Körbchen auf die Dielen setzte. „Jetzt wird sich mein lieber Engländer im Stillen freuen, und ich werde es sehen, wenn ich nach jenem Hügel gehe und durch die Fenster gucke. Wüßte ich nur, was dem guten, lieben, schönen Manne widerfahren sein mag! So trübe, so melancholisch und bei so großer Gutherzigkeit so wild und finster, sah ich in meinem Leben noch keinen Menschen. Die

Engländer sind zwar alle so ein bischen wirrisch im Kopfe, das macht der Kohlendampf, wie ich mir habe sagen lassen, und das viele, entsetzlich viele Geld. „Ach," seufzte sie, „darüber werden wir Schweizer nicht wirrisch!" — Sie ging nochmals zum Pult, legte ein verschobenes Buch in die gehörige Richtung, senkte das Köpfchen nachdenkend und sagte: „Nun noch einmal langsam die Runde gemacht, dann fortgegangen. Ich fühle mich gar zu glücklich in diesem Raume!"

Schweigend hatte Byron dem Mädchen zugesehen, lächelnd und mit innigem Mitgefühl sein kindliches Selbstgespräch angehört. Ein Paar Jahre früher würde er nicht gezaudert haben, diese herzensreine Neigung eines hübschen Kindes in den Strudel seiner Leidenschaft zu reißen; jetzt dachte und fühlte er anders. Tiefe Wunden schmerzten ihn noch, seine Willenskraft war gelähmt, sein Glauben zertrümmert. Und überdies flößte ihm diese zarte Neigung Aenneli's eine so hohe Scheu vor dem einfachen Schweizermädchen ein, daß er es mit einer Art Andacht

betrachtete. Sein Herz fühlte nichts für das anmuthige Kind, sein Edelmuth hielt ihn von jeder übereilten Handlung zurück; da es ihm aber wohlthat, von einem reinen Naturkinde sich geehrt, geliebt zu wissen, so war er fest entschlossen, diese Liebe wenigstens durch die aufrichtigste Theilnahme an dem Schicksale Aenneli's und ihrer Angehörigen zu erwiedern.

„Hab' ich den lieben Schalk endlich ertappt?" redete er jetzt die junge Sennerin mit dem liebreichsten Tone an. „Wart', wart', Aenneli, da muß ich doch wohl auf eine recht auserlesene Strafe sinnen?"

„Ach, Milohr!" sagte das Mädchen, zum Tode erschrocken, „Erbarmen! Ich habe nichts genommen, wahrhaftig nichts!" Sie war vor Byron auf die Knie gefallen, der mit über einander geschlagenen Armen die funkelnden Augen auf das Mädchen heftete, so daß er in dem dunkeln Zwielicht etwas von jener dämonischen Majestät an sich hatte, die ihn in Augenblicken heftiger Erregung auszeichnete. Aenneli

kniete beinahe in der nämlichen Stellung wie vor einiger Zeit am See.

„Steh' auf, mein gutes, liebes Kind," sprach Byron liebevoll und reichte ihr zutraulich die Hand. „Bewahre mich Gott, daß ich irgend etwas Böses von Dir denken sollte. Wäre ich so gut, so unschuldig, so engelrein wie Du — ja wär' ich's!" wiederholte er mit dumpf zitternder Stimme und preßte seine Linke gegen die Stirn, „es könnte wohl gut sein für zwei Menschen! — Lieb' Aenneli," fuhr er nach einer Pause fort, während das Mädchen mit unaussprechlicher Wonne den schönen Mann betrachtete, „Du hast seit einiger Zeit so liebreich für mich gesorgt, mein trübes Leben mit den wärmsten Sonnenstrahlen erleuchtet, mir Freude bereitet, ohne auf Dank zu hoffen, und das Alles um Nichts, aus reiner Theilnahme an einem Menschen, der zu schlecht ist, um Deine Liebe zu erwecken, zu gut, um den Haß Anderer zu verdienen! Das verbindet mich Dir und den Deinigen, holdes Kind, und muß belohnt werden. Ich weiß nicht, was Dir angenehm

sein mag, wenn ich aber von der Sorgfalt, womit Deine Hand mir ungesehen Pflegung zu Theil werden läßt, auf Dein Herz schließen darf, so mein' ich, wird dieser Kuß, den ich Dir recht von Herzen gebe, Dich nicht eben unglücklich machen."

Aenneli fühlte sich umarmt, an's Herz gedrückt und ihren Mund wiederholt mit heißen Küssen bedeckt, bevor sie es hindern konnte. Einmal in seinen Armen zitternd, wehrte sie dem geliebten Manne nicht, vielmehr gab sie die empfangenen Küsse mit gleicher Gluth zurück. Ein Geräusch vor der Thür schreckte das verschämte Mädchen auf, es entwand sich Byron's Umarmung, preßte seine zitternden Händchen auf die Augen und seufzte in zärtlicher Angst: „Ach, Gott, was hab' ich gethan!"

„Wahrhaftig nichts Böses, lieb' Aenneli," versetzte Byron besänftigend. „Komm jetzt zu mir, so oft Du willst. Für Dich soll meine Thüre, die der ganzen Welt verschlossen ist, immer offen stehen. Und wenn Du irgend einen Wunsch hast, so sag' ihn

mir unverholen. Ich werd' ihn gewiß erfüllen, wenn es mir möglich ist."

„O, wie gütig Sie sind gegen ein armes Schweizermädchen!" sprach Aenneli mit leuchtenden Augen. „Ich mag also auch ferner Ihr Zimmer mit Blumen schmücken? Lieber Gott, ich bin den Blumen so gut, weil sie so freundlich aussehen und mich immer glücklich machen; und da dachte ich nur, sie müßten auf meinen guten, freigebigen Milohr die nämliche Wirkung hervorbringen. Thun sie's nicht?"

„Sie werden es thun, nun ich weiß, daß sie von Dir sind."

„Das ist mir lieb, Sie sollen gewiß immer die schönsten, die frischesten haben. Aber," fuhr sie mit anmuthig verschämtem Zaudern fort, „darf ich nun gleich eine Bitte aussprechen?"

„Ohne Scheu, lieb' Aenneli; ich sichere Dir Gewährung zu."

„Thun Sie es?" rief frohlockend das Mädchen, doch erschrack es vor sich selbst und ließ sogleich wieder das Köpfchen sinken.

„Nun,“ sagte Byron, „immer sprich; nimm Dir ein Herz!“

„Ja, das möchte ich wohl gern,“ versetzte Aenneli, „aber — aber —“

„Was aber?“

„Sie werden es mir nicht geben.“

„Mein Herz?“ lachte Byron. „Ach, ich weiß nicht, ob Dir mit diesem Herzen viel gedient sein möchte! Nein, Aenneli, bewahre Dir das Deinige. Dein Herz ist noch eine unberührte Alpenrose, duftend im Thau süßer Unschuld, aber in meinem Herzen, Kind, da tobt und rast die Hölle.“

Aufgeregt, von den mannichfachsten Erinnerungen gefoltert, stieß er Aenneli heftig von sich, die drei Falten auf seiner Stirn furchten sich tiefer und tiefer. Er stand da, wie die verkörperte Verzweiflung. Aenneli schmiegte sich an ihn. „Lieber Milohr,“ sprach sie, „wenn Sie glauben, daß mein Herz eine Alpenrose sei, so will ich ein Paar Blätter davon abreißen und diese Ihnen geben.“

„Das möchte mir gut sein," erwiederte Byron zerstreut.

„Und mir auch," sprach Aenneli, „wenn — wenn Sie mir noch — einen Kuß geben." Erröthend über das Aussprechen ihres Wunsches, verbarg sie ihr Gesicht an Byron's Brust. Der Dichter ward gerührt, ergriffen von dieser reinen Neigung. Er küßte Aenneli mit Inbrunst. „Liebe nicht, liebe nie, Aenneli!" rief er aus, „sonst wird jeder Kuß, und wär's der beseligendste, zu einem unauslöschlichen Tropfen versengenden Feuers. Küsse, Mädchen und Weiberküsse, haben mein Herz verbrannt. Ja, ja, Aenneli, sieh mich nicht so erstaunt an! Es ist wahr, in meiner Brust glüht die Lava von hundert verheerenden Liebesausbrüchen. Geh, Aenneli, bleibe ein Kind, denke mein, aber liebe nicht!" — Aenneli gehorchte mit Widerstreben, Byron blieb allein zurück. Es vergingen Stunden, bevor er wieder volle Gewalt über sich gewann. Dann setzte er sich an sein Pult und der dämmernde Morgen sah noch den Schimmer

seiner Lampe auf den schlafenden Gewässern des See's flimmern.

4.

Der Spätsommer dieses Jahres trat stürmisch, feucht und kalt ein. Man konnte den See nicht mehr befahren, auch Bergwanderungen mußten unterbleiben. Dies nöthigte die Freunde, in abendlichen Zusammenkünften Zerstreuung und Erheiterung zu suchen, und da Byron bei weitem den meisten Raum auf seinem Landsitze besaß, so ward die Villa Diodati einstimmig zum Sammelplatz erwählt. Shelley wohnte nahe genug, um ohne Beschwerde selbst bei unfreundlichem Wetter die geringe Entfernung mit seiner jungen Gattin zurücklegen zu können, und Hobhouse und Lewis fanden sich von Genf aus wenigstens so oft als möglich ein.

Störungen mancherlei Art hatten bis jetzt die verheißene Lectüre des Faust noch immer nicht zu Stande kommen lassen, nun drang aber Byron täglich in Shelley, ihm doch ja einige Proben aus diesem

gepriesenen Wundergedicht mitzutheilen, so daß der Freund nicht mehr länger zögern konnte. Der Abend für diese Vorlesung war festgesetzt, Hobhouse und Lewis hatten zugesagt, und Byron hätte vor Unruhe und Erwartung den Lauf der Zeit beschleunigen mögen. Die Eingeladenen säumten ihm zu lange, der Abend brach ein, die Sterne glitzerten durch jagende Wolkenmassen. Schon einigemal war der Dichter auf den Balcon getreten, um nach den Freunden aus zu schauen. Eben kam er wieder zurück in den Saal und schloß die Thür hinter sich.

„Endlich!" sprach er zu Polidori, der am Kamin saß und mit der Feuerzange spielte. „Die Schlange windet sich den Hügel herauf; ich bin doch begierig, was für Wundertöne sie uns vorzischen wird."

„Gewöhnliches, wie immer, Mylord," erwiederte der Doctor. „Ich habe von Mr. Shelley noch kein Wort, keinen Gedanken vernommen, den ich selbst nicht schon besser gedacht hätte."

„Es ist wirklich erstaunlich, welch Universalgenie in Ihnen verborgen liegt," sprach Byron mit schlecht

verhehlter Ironie. „Es wundert mich nur, daß Sie mit Ihren Naturgaben keinen Wucher treiben."

„Dazu bin ich nicht eitel genug. Doch versichere ich Sie, Mylord, daß ich eben so großen Beifall ärndten würde wie Sie, wenn ich als Dichter aufträte."

„Ich bewundere Ihre Bescheidenheit," sprach Byron und rieb sich die Hände.

„Auf Ehre," fuhr Polidori fort, der wie alle mittelmäßigen, dünkelhaften Menschen das Vorhandensein des Bedeutenden entweder gar nicht anerkannte oder es selbst zu besitzen vorgab, „auf Ehre! Ich mache mich verbindlich, Alles, was Sie thun, ebenfalls zu leisten."

„Das müßte wunderbar zugehen, Herr Aeskulap!"

„Sehr natürlich," fuhr der Doctor fort. „Sie dichten, ich hab' ein Trauerspiel geschrieben, wozu meines Erachtens der höchste Grad poetischer Fähigkeiten erforderlich ist; Sie läugnen und verspotten thörichte Ueberlieferungen, ich schweige und belächle sie im Stillen, wie es die Weisen aller Zeiten gethan

haben. Sie boxen, nun, das kann ich zwar nicht, dafür verstehe ich aber das Rapier geschickt zu handhaben. Und nun möchte ich doch wissen, was Sie sonst noch könnten, worin ich Ihnen nachstehen müßte."

Byron hatte schon längst die Geduld verloren. „In aller Narren Namen, Polidori, Sie gehören unstreitig nach Bedlam!" rief er aus. „Wollen Sie aber zuvor durchaus wissen, was ich kann und Sie nicht, so hören Sie! Drei Dinge sind es, die Sie bleiben lassen müssen. Zuerst kann ich hier über diesen See schwimmen, ohne zu ruhen, dann putze ich mit einer Pistolenkugel in einer Entfernung von zwanzig Schritten das Licht, und endlich habe ich ein Gedicht geschrieben, wovon an einem Tagen 14000 Exemplare verkauft wurden. Das, mein Herr, machen Sie mir eben so wenig nach, als hundert tausend Andere, die sonst weit höher stehen als ich."

Polidori biß sich nach einer so vollständigen Niederlage in die Lippen und schwieg. Shelley mit

seiner jungen Gattin trat ein, Hobhouse und Lewis folgten bald darauf. Man setzte sich im Kreise um den Kamin, Shelley zunächst dem Feuer. „Sie erlauben, Mylord," sprach die junge, siebzehnjährige Gattin des Letztern, „daß ich mich der Wirthschaft annehme. Denken Sie, ich sei Ihre Hausfrau und vertrauen Sie mir Küche und Keller an."

Byron erwiederte etwas Gefälliges und ließ es geschehen, daß die schöne Frau die Bereitung des Thee's besorgte, alle heitern Pflichten einer aufmerksamen Wirthin anmuthig, liebenswürdig erfüllte. „Nun soll die Schlange ihre Sprünge machen," sprach sie nach beendigtem Geschäft und setzte sich neben Byron. „Uebrigens werde ich mich noch einmal rächen," fuhr sie scherzend fort, „daß Sie meinen Mann so schlechthin als das Symbol der Verführung bezeichnen. Percy ist nicht so schlimm, glauben Sie mir! Seine Sanftmuth wiegt die Ihrige hundertmal auf."

„Nur, wenn er mit Ihnen verbunden ist," erwiederte Byron, „kommt er allein zu mir, gleich schillert

er in allen Farben, und läßt seine prismatisch glänzenden Gedanken so lange vor mir funkeln, bis ich geblendet mich gefangen gebe. Er ist schön, schmächtig, listig, bedächtig, wie eine Schlange. Wohin er kommt, um was er seine Gedankenglieder ringelt, überall bleibt ihm der Sieg, denn er versteht die schwere Kunst, schmerzlos zu zermalmen."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie die Falschheit, als das bedeutendste Attribut der Schlange, unter meinen Eigenschaften weggelassen haben," sprach Shelley lächelnd, nahm das Buch auf und begann zu lesen. Sein Organ, sein Vortrag, eigneten sich ganz besonders zu der gewählten Lectüre, und die Persönlichkeit des Lesenden, die sehr bald von dem Geist der Dichtung ergriffen, durchdrungen wurde, trug nicht wenig dazu bei, auf die Zuhörer den günstigsten Eindruck zu machen. Shelley schien immer, auch im Gespräch, zur Hälfte über dem gemein Irdischen zu schweben. Es lag so viel Aetherisches in seiner zarten Gestalt, so viel prophetische Zuversicht in seinem weit gespaltenen Auge, daß

Manche eine Bänglichkeit in seiner Nähe nicht unterdrücken konnten. Nun ward jede Thätigkeit seiner leicht erregbaren Natur durch die körperliche Bewegung des Leibes sowohl, als durch den Sinn des Dichters noch gesteigert; er selbst fühlte sich in kurzem begeistert und überwand die größten Schwierigkeiten der Sprache mit glücklichem Griff. Das Gedicht, obwohl nur eine Stegreifübersetzung, nahm eine originelle Färbung an, womit Shelley um so eher die wunderbaren Worte überhauchen konnte, als seine innerste Wesenheit dieser spiritualistischen Dichtungsweise selbst am gefügigsten war.

Der Prolog im Himmel war beendigt, Shelley ruhte, Byron rieb sich die Stirn, wechselte die Farbe. „Und das hat Goethe geschrieben, der deutsche Goethe?" sprach er. „Nun dann wollte ich doch, der fade Gessner hätte nie das Tageslicht erblickt! — Goethe, Goethe! Ein Glück, daß der Mann einen aussprechbaren Namen hat; die meisten deutschen Namen kann ein Mensch mit gesunden Sprachorganen gar nicht artikuliren und das, glaub' ich, ist der Grund, wes-

halb von ihren geistigen Schätzen so wenig in die Sprachen anderer Nationen übergeht. Auch sind sie zu tiefsinnig, der Masse unverständlich. Darin haben Sie, Shelley, Aehnlichkeit mit den Deutschen. Ihre Poesien wird man auch wenig übersetzen.“ Er stand auf und drang mit Heftigkeit auf die Fortsetzung der Lectüre.

Shelley ließ sich nicht bitten. Er begann den ersten Monolog des Faust vorzutragen. Die Zuhörer wurden immer gespannter, erwartungsvoll-aufgeregter. Man hörte kaum ein leises Athemholen, keine Hand ward bewegt, kein Blick gewechselt. Die Versammlung bildete die schönste Gruppe, würdig für den Pinsel eines Rembrandt. Zunächst am Kaminfeuer der lesende Shelley mit bloßem Hals, das Gesicht von der Flamme etwas geröthet, hinter ihm, auf den Kaminsims gestützt, der wunderlich gekleidete Byron mit halb offener Brust, den Yataghan im bunten Gürtel, eine Pistole aus der Brusttasche sehend. Sein Kinn ruhte auf der Faust des untergestemmten Armes, sein Blick war fest auf Shelley gerichtet. Dem Gatten

gegenüber saß Mary, die Tochter des berühmten Wolstoncraft, ihm gleich an Geist und Talent. Lewis und Hobhouse standen ihr zur Seite, Polidori saß schaukelnd auf einem niedrigen Sessel, und hinter diesem bewegte sich mit leisen Schritten im Halbdunkel der sorgliche Fletcher.

Ort, Zeit und selbst die Witterung konnten nicht glücklicher zu dieser Lectüre gewählt werden. Pfeifende Windstöße brausten von den Alpen herab in die Thäler, rüttelten an den Wohnungen, rissen Bedachungen nieder und entwurzelten Bäume. Der See schäumte, einzelne Regentropfen schlugen prasselnd gegen die Fenster. Dann zerrissen wieder die Wolken und das Licht des Mondes goß auf einzelne Stellen des bewegten See's silberne Flammenkreise. Die Täuschung ward zuletzt bei den Zuhörern so groß, daß sie mitten im Zirkel des geheimnißvollen Faust zu weilen glaubten und Alle von leisen Schauern durchbebt wurden.

Da Shelley am meisten von Allen unter den Einflüssen seiner Phantasie stand, so verwandelten

sich ihm im Fortgange der Lectüre nach und nach Ort und Umgebung in Faust's Zelle. Das falbe Mondlicht, in den Scheiben bald aufblitzend, bald verlöschend, der Kampf der Elemente, in welchem Geister mit einander zu ringen schienen; die stille Flamme, die dunkel brennenden Kerzen: Alles verwirrte, betäubte, spannte die Nerven bis zur Verzückung. Mit der Aufregung steigerte sich die Kraft seines Vortrages; denn Faust und Shelley waren zu Einer phantastischen Person in einander verwachsen. Shelley sah, sprach, fühlte mit den Sinnen des Geisterbeschwörers!

Jetzt stand der Zauberer auf — auch Shelley erhob sich. Das Zeichen des Erdgeistes strahlte ihm an aus Nostradamus, sein Verlangen wuchs, er stieß die Beschwörungsformel aus. „Es dampft," rief der Lesende, „es zucken rothe Strahlen mir um das Haupt. — Es weht ein Schauer vom Gewölb herab und faßt mich an! Ich fühl's, Du schwebst um mich, erflehter Geist. Enthülle Dich!" —

Shelley sah starr vor sich hin, ein furchtbarer,

durchdringender Schrei folgte den letzten Worten, Todtenblässe überzog sein Gesicht, die Augen traten aus ihren Höhlen, seiner zitternden Hand entfiel das Buch, er sank kraftlos schaudernd nieder am Kamin.

Erschrocken sprangen die Umstehenden dem Ohnmächtigen bei. Seine Gattin, an ähnliche Auftritte schon gewöhnt, legte ihre weiche Hand auf die feuchte Stirn des Verzückten, bis die Starrheit der Augen sich milderte, die Lider schirmend zufielen und in die krampfhaft gespannten Muskeln Leben und Bewegung wieder zurück kehrte. Polidori war am unthätigsten bei diesem Intermezzo, das eben so rasch verlief, als es entstanden war.

„Was fiel Ihnen denn ein?“ sprach Byron, als Shelley wieder zu sich kam.

„Sage ich es doch,“ erwiederte dieser, „die Phantasie ist's, die Himmel und Hölle sprengt! Vom Geist der Dichtung ergriffen, fühle ich mich Faust verwandt; ich sehe die Zelle, das wunderliche Hausgeräth, Globen, Quadranten, Todtengerippe! Nun komme ich zur Beschwörung des Erdgeistes, den meine

Phantasie mir so deutlich vor Augen führt, daß ich ihn wirklich zu sehen glaube. Da trifft mein Blick zufällig auf Mary, die mir gegenüber sitzt in der Verhüllung des Riesengebildes. Wie aber bei alle dergleichen Erscheinungen Vergangenes und Gegenwärtiges, Gehörtes und wirklich Erlebtes in der seltsamsten Mischung durch einander schwirren, so schwebte mir auch im Augenblick, wo mich die Täuschung erfaßte, ein gespensterhaftes Weib aus Nordwales vor, von dem ich viel gehört und das der Sage nach Augen in der Brust haben sollte. Sogleich stellten mein erhitztes Denken und das willenlose Bilden der Phantasie diese gräßliche Gestalt vor mich hin. Das vieräugige Gespenst grinst mich an, ich zittere und mußte den Gesetzen der Natur gemäß Kraft und Besinnung verlieren."

„Armer Mann," sprach Mary, dem Gatten theilnehmend Stirn und Schläfen mit starken Essenzen reibend. „Lege das Buch weg, ich bitte! Ein anderer Abend wird uns noch Zeit genug übrig lassen, die Fortsetzung zu hören."

„Ja, ich begreif's," sagte Byron, „es kann einem schauerlich, unheimlich werden! Aber seltsam ist's doch, sehr seltsam!" Er ging mit großen Schritten durch das Zimmer, noch mehrmals ein „seltsam" leis wiederholend. „Was gibt der Teufelskerl denn nun an, Shelley? das möcht' ich wissen."

Shelley theilte mit kurzen Worten den Plan des unvollendeten Gedichtes mit, wodurch Byron übermäßig heiter wurde und sich mehrmals lächelnd die Hände rieb.

„Die Scene mit dem Schüler könnte ich Ihnen noch übersetzen," fügte Shelley hinzu. „Sie ist kurz, höchst ergötzlich und von so satanischer Grazie, daß Alles, was Sie und ich geschrieben haben, dagegen verschwinden muß."

„Ja, daß Sie uns wieder zusammen brächen!" sagte Byron. „Denken Sie nur immer, daß Sie eine Schlange sind, nnd Schlangen nicht aufstehen können." Auch Mary bat so rührend, so liebevoll, daß Shelley endlich nachgab.

„Wenn es der Gesellschaft recht wäre," sprach Lewis, „so möchte ich wohl einen Versuch mit der Schülerscene machen. Ich kenne das Gedicht ziemlich genau und habe auch bereits eine Uebersetzung angefangen. Nur muß ich um noch sechs Kerzen bitten, denn Sie wissen, daß ich einen Gegenstand erst dann sehe, wenn ich mir die Nase daran zerstoßen habe."

„Himmel und Hölle sollen Ihnen leuchten," versetzte Byron, „und genügt das noch nicht, so will ich Souffleurdienste thun. Fletcher," rief er dem Diener zu, „zünde Alles an, was einen Docht hat. Mich verlangt doch gar zu sehr, die Rathschläge des Teufels kennen zu lernen, und zwar blos deshalb, weil man so gütig ist, mich zuweilen mit Sr. satanischen Majestät zu verwechseln oder doch in magnetischen Rapport zu setzen."

Es wurden neue Lichter gebracht und Lewis, mit der deutschen Sprache eben so vertraut wie Shelley, gab zu allgemeiner Zufriedenheit eine Uebersetzung der Schülerscene. Da er ruhiger, von der Phantasie

beinahe gar nicht abhängig, und dabei doch lebhaft war, so gelang ihm die Uebersetzung ausnehmend gut. Uebung und Gewandheit unterstützten ihn, die Auffassung und poetische Empfänglichkeit des gewählten Kreises thaten ebenfalls das Ihrige. Man war ergötzt, des Lobes voll und konnte sich nicht genug über die erschöpfende Lebens- und Seelenkenntniß des deutschen Dichters wundern. Nachdem nun Mephistopheles dem demüthigen Schüler seinen Denkspruch in das Album geschrieben und dem Fortgehenden die höhnischen Worte von der Schlange nachgerufen hatte, wandte sich Shelley zu Byron:

„Da sehen Sie's," sprach er, „daß Sie mir zu viel thun. Meister Satan ist gar eifersüchtig auf seinen Stammbaum, die Schlange gilt ihm für seine eigene Muhme, und mit Weibern will ich um keinen Preis in die Schranken treten."

„Gut," fiel Byron ein, „wenn es denn nicht anders sein soll, so sei Ihnen der Wille gethan. Ich behaupte aber jetzt, daß Sie, wenn nicht die Schlange

selbst, doch ganz sicher einer ihrer Vettern sind, der am Endzipfel ihres Schwanzes herum spaziert."

Die Freunde mußten über den drolligen Einfall lachen, Mary fand ihn ganz besonders spaßhaft und ließ sich in einen scherzhaften Streit mit dem Lord ein, den sie noch nie liebenswürdiger, nie heiterer und aufgeweckter gesehen hatte. Nach manchen scherzhaften Bemerkungen fiel das Gespräch wieder auf das tiefsinnige Gedicht des Deutschen, Jedermann sprach seine Meinung aus, gab sein Urtheil zum Besten. Auch Polidori versäumte nicht, dazwischen zu reden, absprechend, tadelnd, wie gewöhnlich. Da man an den Bemerkungen des wunderlichen Kritikers Gefallen fand, obwohl ihm keinerlei Beistimmung zu Theil ward, so ließ man ihn eine Zeitlang gewähren, bis Shelley's scharfe Entgegnungen und Lewis' Liebhaberei, mit Jedem, mit oder ohne Grund zu streiten, ihn mürrisch machten und endlich aus dem Zimmer trieben.

„Dafür sei Mephistopheles bedankt!" rief Byron aus. „Wäre der Mensch nicht von selber gegangen,

so fürcht' ich beinahe, ich hätte ihn hinaus geworfen! Nun aber, meine Lieben, habe ich noch etwas auf dem Herzen, und da wir gerade so heiter beisammen sind, die Stimmung Keinem fehlt und die Nacht noch lang ist, so bitte ich eine Zeitlang um gütiges Gehör."

Nach dieser Einleitung brachte Byron ein dickes Manuscript herbei, Mary machte eine bedenkliche Handbewegung. „Erschrecken Sie nicht," sprach der Lord. „Meine Handschrift hat das Eigenthümliche, daß sie entsetzlich viel Raum einnimmt, und daraus erwächst mir ein großer Vortheil. Um nämlich nicht vor mir selbst zu erschrecken, fasse ich mich im Denken und Dichten um so kürzer."

Man rückte wieder zusammen und Byron las nun fast ohne Unterbrechung sein beinahe vollendetes Gedicht „Manfred" den erstaunten Zuhörern vor. „Das ist, denk' ich," setzte er beim Schlusse hinzu, „auch ein Gedicht, was den Deutschen gefallen wird, und nun ich sehe, daß ich mit Goethe, ohne ihn zu=vor gekannt zu haben, zufällig auf einem Spazier=

gange zusammen getroffen bin, mag ich mich wohl für einen Poeten halten."

Die Vorlesung dieses seltsamen Gedichtes brachte das Gespräch von Neuem in Fluß. Shelley, Hobhouse, Lewis und Mary sprachen manches Bedeutende aus und kamen überein, daß sowohl das Publikum als die Kritik nicht unterlassen werde, dem Dichter des Manfred die Benutzung des Faust vor zu werfen. „Das schadet aber nicht," meinte Shelley, „denn wer Ihr Gedicht mit rechten Augen betrachtet, wird früh genug zu der Einsicht kommen, daß Sie vielleicht noch selbstständiger schufen, als Goethe. Dichter sind nur zuweilen das Echo von Worten, deren Gewicht sie nicht kennen, eine Trompete, die zur Schlacht ruft und nicht fühlt, wie sie begeistert. Faust und Manfred ergänzen sich gegenseitig, ergründen den wunderbaren Drang nach immer tieferem Wissen, immer peinigenderem Forschen des Menschen, und geben so ein vollständiges Gemälde von der reichen Welt, die in einem Menschengeiste eigentlich nur verschüttet liegt. Doch ist mir Faust lieber, als ihr

Manfred, denn um jenen schwebt unablässig ein hoher, heiliger Geist der Liebe, diesen necken, zerren und zerfleischen die Dämonen der Finsterniß. Und doch sollte der Dichter dem Leben nie seine Schutzgeister rauben, da es ohne diese ja doch ganz in das Wüste, Leere hinabstürzt, aus dem allein die Liebe es retten mag. Reinigen Sie Ihre Dichtungen noch von diesem Makel, Byron, und ich erkenne Ihnen den ersten Preis zu."

„Es soll geschehen, sobald Sie mich überführen können, daß sich um die Besten mehr Engel als Dämonen die Hälse brechen," erwiederte der Freund. „An diesem Gedicht aber läßt sich nichts mehr bessern denn ändern, umpinseln kann ich nicht. Ich bin wie der Tiger; springe ich das erste Mal fehl, so gehe ich knurrend in meine Höhle zurück, wenn ich dagegen treffe, so zermalme ich auch."

Unter diesen Gesprächen war die Nacht so weit vorgerückt, daß man beschloß, auch noch den Tag zu erwarten. Für das Ueberirdische, Außergewöhnliche durch die Lecture empfänglich gemacht, blieb jetzt

die Unterhaltung an ähnlichen Gegenständen haften. Shelley, dessen spähender Geist sich die Eigenthümlichkeiten jeder Nationalität zuzueignen verstand, der das Widersprechendste durchstudirt hatte, um seinen wunderbaren Pantheismus zum folgerechten System auszubilden, kannte die ursprüngliche Volkssage vom Faust genau. Er trug sie nun vor, klar, einfach, ansprechend, mit all den barocken Schattirungen, womit der derbe Volkshumor des Mittelalters sie ausgestattet. Von dem Einen kam man auf das Andere, man ließ die Welt der Sagen sich schließen, um das rein Gespenstische heran zu ziehen, und nun theilte Jeder mit, was er von Spuk- und Geistergeschichten gehört, gelesen oder wohl gar erlebt hatte.

Ein ganz eigenthümliches Talent in solchen Darstellungen entwickelte Shelley's Gattin. Sie besaß Phantasie und Combinationsgabe genug, um das Seltsamste, Widersprechendste glücklich zu verknüpfen, und als nun auch Byron aus den düstersten Räumen seiner Erinnerung mit glühenden Farben orientalische Spukgestalten herauf beschwor, worunter die

Sage vom Vampyr einen besonders tiefen Eindruck machte; so gestaltete sich aus dieser wunderlichen Mischung in Mary's geschäftiger, schnell ordnender Phantasie ein Bild, das später in ihrem berühmten Roman „Frankenstein" eine vollendete Form erhielt.

Erst das Morgenroth trennte die Freunde, und was diese Nacht angeregt hatte, das klang noch lange wieder in den späteren poetischen Gebilden und Lebensschicksalen der hier Vereinten.

## 5.

Hat sich ein Mensch durch irgend etwas unter der Menge kenntlich gemacht, aus ihr empor gehoben, so wird ihm diese ein späteres geflissentliches Streben nach Vergessenheit niemals gestatten. Im Guten und Schlimmen hält das Publikum an dieser Eigenheit fest, und ist es im Anfange schwer, die Blicke Vieler oder Aller auf sich zu lenken, so erscheint es als völlig unmöglich, sich gänzlich in Vergessenheit zu bringen.

Diese Erfahrung machte jetzt Byron. Der Ruhelose wünschte Ruhe, Erholung von innern und äußern Stürmen. Er befliß sich einer Mäßigkeit in Allem, die seine Umgebungen in Erstaunen setzte, und zog man einige Wunderlichkeiten in seinen Gewohnheiten ab, so konnte sein Wandel als untadelig, ja als musterhaft aufgestellt werden. Nun kam aber der gewöhnliche Touristentroß seiner Landsleute in Genf an, den Mund noch voll von den hämischen Schmähungen gegen den Dichter. Diese Menschen hatten nur den Riesenschatten des großen Mannes gesehen, nicht ihn selbst, und da es immer bequemer ist, der Nachrede auch ein Wort hinzu zu fügen, als nach dem Grunde oder Ungrunde eines entstandenen Gerüchtes zu forschen, so war kein Mangel an verläumderischen Erzählungen.

Da Byron fest entschlossen war, seine mit so großen Opfern erkaufte Ruhe nicht wieder stören zu lassen, so wies er ohne Unterschied jeden Besuch ab. Darüber murrten Alle, Einige waren erbittert und versuchten verschiedene Kunstgriffe, dem menschen=

feindlichen Lord sich zu nähern. Man wendete sich an seine Umgebungen, vornehmlich an den Doctor Polidori, der auch am ehesten zu einem entschiedenen Schritte zu bewegen war.

Ohne den Lord um Erlaubniß zu fragen, ladet er eines Tages einige der Dringendsten nach Diodati zum Diner, fährt auf Kosten Byron's selbst nach Genf, um sie abzuholen, ist aber nicht wenig betroffen, bei seiner Zurückkunft mit den unwillkommenen Gästen die Villa ohne Herrn und Diener zu finden. Byron, durch Fletcher noch zeitig genug von Polidori's Vorhaben benachrichtigt, hatte sich vorgenommen, sowohl den heimlich schadenfrohen Doctor, als die zudringlichen Landsleute zu bestrafen. Den Schimpfenden blieb nur das Vergnügen, des Lords Segelboot auf dem See kreuzen zu sehen.

Dieser Vorfall ward von Vielen belacht, trug aber nicht wenig dazu bei, Diodati dem Dichter zu verleiden, sein Verhältniß zu Polidori zu trüben. Nur die wohlthuende Nähe des reinen Schweizerkindes Aenneli, das täglich ungerufen auf der Villa

erschien, dessen ordnendes Walten überall ersichtlich ward, hielt ihn noch fest. Es war ihm Bedürfniß, das liebe Mädchen zu sehen, zu sprechen, seine Geschwister zu beschenken, und in diesem bescheidenen Familienzirkel sich in die Einfachheit und Ruhe eines patriarchalischen Glückes zurück zu träumen.

Da erhielt er eines Tages ein Billet von Frau von Staël, die ihn in verbindlichen Worten zu einem Diner nach Coppet einlud. Seine frühere Bekanntschaft mit dieser außerordentlichen Dame, die ihn in der ersten Zeit seines Dichterruhms zu London vorgestellt worden war, gestattete keine abschlägige Antwort. Er hatte sie ohnehin seit lange gänzlich vernachlässigt. Coppet, das ihm so nahe lag, wo er gern gesehen wurde, in dessen heitern Räumen er manche frohe Stunde verlebt hatte, mahnte ihn täglich zu einem Besuche. Nun war ihm die Gelegenheit gegeben, die er zu benutzen sich schnell entschloß.

Allein setzt er in seinem Segelboot über den See, denn ein heiterer Himmel begünstigte den Tag. Er tritt in das Haus und sieht sich von vielen reich

gallonirten Dienern umgeben. Aber es bleibt ihm nicht Zeit, sich zu besinnen; auf ein gegebenes Zeichen wird er von Hand zu Hand, von Zimmer zu Zimmer geschoben und sieht sich unvermuthet in einen Saal gestoßen, der überfüllt von fremden Menschen ist, die bei seinem Eintritt plötzlich zu erstarren scheinen. Hundert Lorgnetten richten sich auf ihn, den unmerklich Hinkenden, einige zarte Damen schreien laut auf, eine andere sinkt ohnmächtig nieder. Man bekümmert sich aber nicht im mindesten um die Hilfsbedürftige, Byron ist das alleinige Augenmerk Aller.

Erstaunt, beleidigt, bleibt der Dichter unschlüssig an der Schwelle stehen. Er kommt sich vor, wie ein seltenes Thier, wie ein schreckhaftes Ungeheuer, das in Exeter-Change den Blicken der Gaffenden gezeigt, von dessen guten und schlechten Eigenschaften ein Umriß gegeben werden soll. Und damit ja die Täuschung ganz vollkommen werde, tritt die Bewohnerin von Coppet aus dem Kreise der zischelnden Britten, nähert sich dem Lord und hält ihm eine capitale Strafpredigt vor der ganzen Versammlung.

Byron wußte nicht, wie ihm geschah! Diese freundliche Einladung und dieser wunderliche Empfang — wo fand sich hier eine Einigung, wenn sie nicht in der barocken Launenhaftigkeit, von welcher geistvolle Frauen meist geleitet und bestimmt werden, zu suchen war!

Gegen Scherze mochte Byron nichts einwenden, denn er selbst erlaubte sich manchen gegen Höhere und Niedere; nur durften sie nie die üblichen Grenzen des Anstandes überschreiten und den Gegenstand derselben verletzen. Hier nun war dies im hohen Grade geschehen. Er mußte die Versammlung für ein auf seine Kosten gegen ihn angestiftetes Complott halten, und ward umso mehr verwundet, als ihm keine Waffe zur Vertheidigung übrig blieb. So wartet er denn ruhig die Strafpredigt der Madame Staël ab, verbeugt sich, dreht der Gesellschaft den Rücken und kehrt auf der Stelle über den See nach Diodati zurück. —

Unterdeß war es Abend geworden, die gewöhnlichen Stunden seines Zusammenlebens mit Shelley

rückten heran. Er konnte den Zaudernden kaum erwarten, um seine Indignation über das Geschehene doch einem Theilnehmenden mittheilen zu können.

In der Hausflur, von dämmerndem Zwielicht erfüllt, bemerkt er zwei sich bewegende Gestalten. Er schreitet eilig darauf zu, vernimmt einen gepreßten Hilferuf und erkennt jetzt den Doctor Polidori, wie er Aenneli umschlungen hält und die Widerstrebende mit seinen Küssen fast erstickt. Ergrimmt schleudert er den Doctor auf die Seite, schließt das zitternde Mädchen in seine Arme, das schüchtern sein Gesicht an seiner Brust verbirgt.

„Nichtswürdiger!" ruft er Polidori nach. „Wenn Sie nichts Besseres zu thun haben, so meiden Sie mein Haus. Wir taugen ohnedies nicht für einander. Sie sind empfindlich, ich bin es auch. Sie wollen nicht gehorchen und ich liebe das Befehlen. Sie laden Gäste, die ich verabscheue, und verderben mir außerdem noch täglich meinen Humor. Gehen Sie, und wagen Sie es noch einmal, diesem Kinde irgend ein Leid zuzufügen, so rechnen Sie darauf, daß ich eben

so gut Ihren Kopf als ein Licht treffen werde. Das Ziel würde mir wenigstens die Augen nicht blenden."

„Diese Sprache, Mylord, dulde ich nicht," erwiederte der Doctor. „Ich liebe Aenneli, und Liebe hat von jeher ein Recht gehabt, sich seines Gegenstandes bemächtigen zu dürfen."

„Sie lieben!" wiederholte Byron. „Wirklich, lieben Sie?"

„Gewiß und wahrhaftig! Doch wozu sage ich Ihnen das, der Sie viel zu gefühllos sind, um meine Neigung zu verstehen."

„Ich und gefühllos!" sprach Byron entrüstet. „Danken Sie es Ihrer Unbedeutendheit, Polidori, daß ich Sie für dieses Wort nicht zu Boden schlage. Eben so gut mögen Sie ein Glas unzerbrechlich nennen, das gegen einen Stein geschleudert in tausend Stücke zersprungen ist."

Der Doctor entfernte sich grollend, Aenneli lag noch an Byron's Brust, zitternd, zagend, und doch vor Wonne bebend. „Aenneli," sprach der Lord, „bist Du dem jungen Mann gewogen?"

„Nein, nein, lieber Milohr," erwiederte das Mädchen, „ich mag ihn nicht sehen, ich fürchte mich vor ihm. Er läßt mir aber keine Ruhe und verfolgt mich überall hin."

„Er soll Dich nicht mehr verfolgen," betheuerte Byron, hauchte einen Kuß auf Aenneli's Stirn und bedeutete ihr freundlich lächelnd, sie möge sich entfernen. Aenneli küßte dem Lord die Hand und gehorchte.

Bald darauf kam Shelley. Byron führte ihn auf sein Zimmer und verschloß die Thür. Fletcher, der, immer besorgt um das Wohl seines Herrn, mit Bangen dessen finstere Stirn gesehen hatte, ging unruhig vor dem Zimmer auf und nieder, oft still stehend und auf die abgerissenen Worte lauschend, die je zuweilen ihm verständlich wurden. Byron sprach viel und heftig, Shelley sanft, ruhig, beschwichtigend. Den Zusammenhang der lang dauernden Unterredung konnte Fletcher nicht ermitteln, doch schloß er aus den wiederholten, grollend ausgestoßenen Aeußerungen Byron's: „sie zwingen mich zum

Laster, sie stoßen mich mit Gewalt in den tiefsten Sumpf!" — „Ich war friedlich gesinnt, aber sie hetzen ihre Meute unbarmherzig so lange auf mich, bis ich schäumen und sie Alle zerfleischen werde!" daß ihm etwas Außerordentliches begegnet sein mußte.

Endlich ward es ruhiger, Byron hatte seinen Zorn ausgetobt und achtete freundlich auf die Worte des Freundes. „Verlassen wir zusammen unser Asyl," sprach Shelley. — „Mir winkt von England aus eine Hoffnung, daß ich eine theilweise Versöhnung mit meinen Verwandten werde ermitteln können. Ihnen steht die Welt offen. Reisen Sie und weilen, wo es Ihnen gefallen wird. Nur geben Sie sich nie der Täuschung hin, es sei gut, auch wirklich zu vollbringen, was uns die Welt schuld gibt!"

„Nun ja doch," versetzte Byron, „es hat aber auch einen Reiz, diesem Jammervolk in's Gesicht zu sagen: seht, ich verachte Euch!"

„Denken Sie es, nur handeln Sie anders!" —

Shelley drückte dem Freunde die Hand, der ihn beruhigter eine Strecke Weges am See hin begleitete.

Als Byron wieder zurück kam, bemerkte Fletcher, daß er am Eingang der Villa nachdenkend stehen blieb. Plötzlich beschleunigte er seine Schritte und nahm den Weg nach Coligny. Neugier und Besorgniß hießen den treuen Diener ihm folgen. Der Lord schritt rasch vor sich hin, bei dem Häuschen, das Aenneli bewohnte, blieb er stehen, brach einige der wenigen Blumen ab, die noch in dem kleinen Gärtchen vor dem Hause blühten, und legte sie auf die Schwelle. —

Einige Tage später fand Aenneli, die über das zarte Geschenk glücklich gewesen war, die Villa verschlossen. Sie ging, kam, ging und kam wieder, und wollte nicht glauben, daß der freundliche, stille Mann ohne Abschied von ihr die Gegend habe verlassen können. Nur das Segelboot war zurück geblieben in der kleinen Bucht. Dies bestieg sie nun alle Tage, dorthin trug sie die spärlichen Blüthen des Herbstes, schmückte damit die Kajüte, wo er

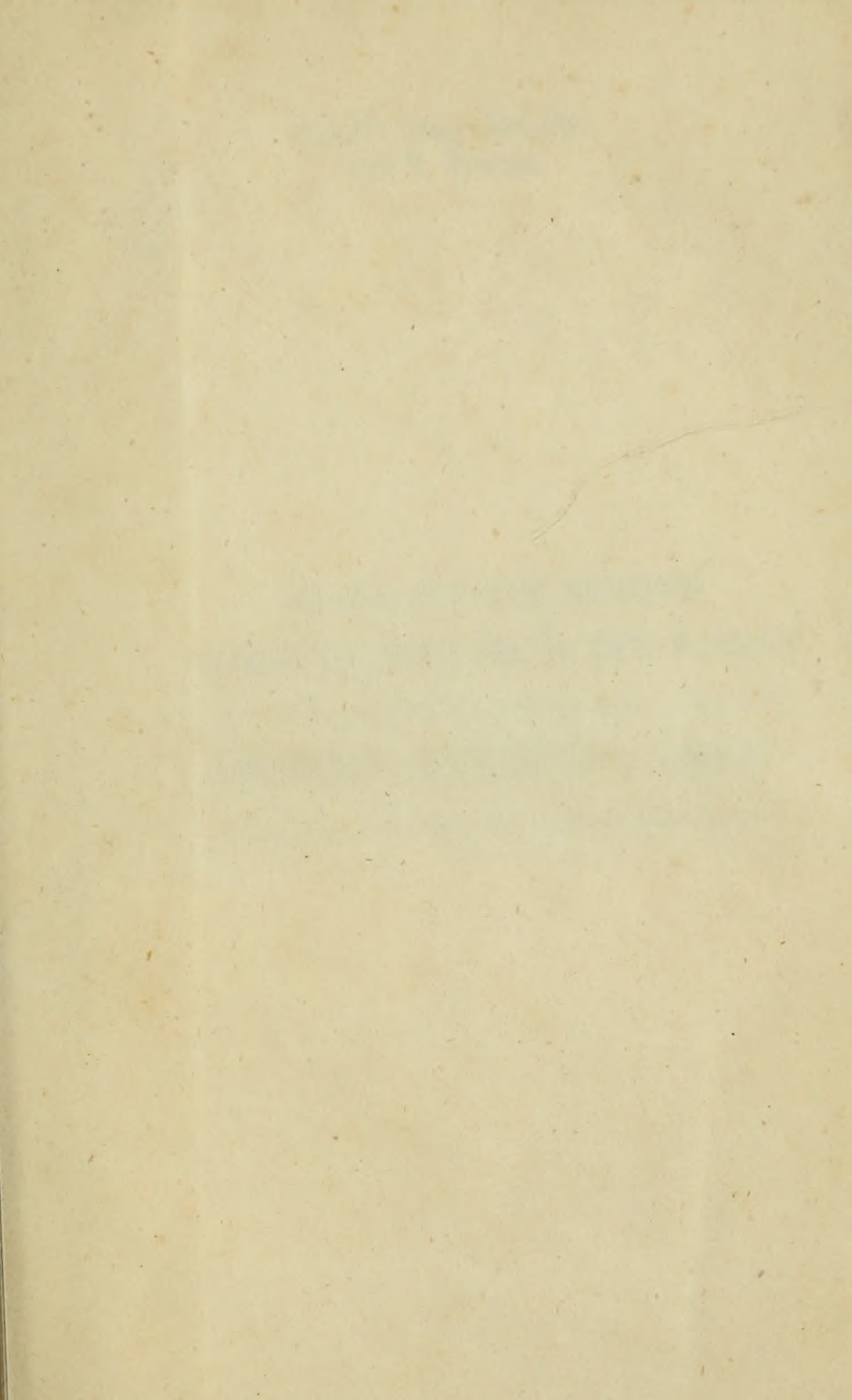
geruht, gedacht, geträumt hatte, und hing bei dieser Beschäftigung ihren eigenen noch kaum verstandenen Wünschen nach. Der alte Fischer aber hatte jetzt Grund genug, dem armen Kinde ein finsteres Bild von dem verschwundenen Fremden zu entwerfen.

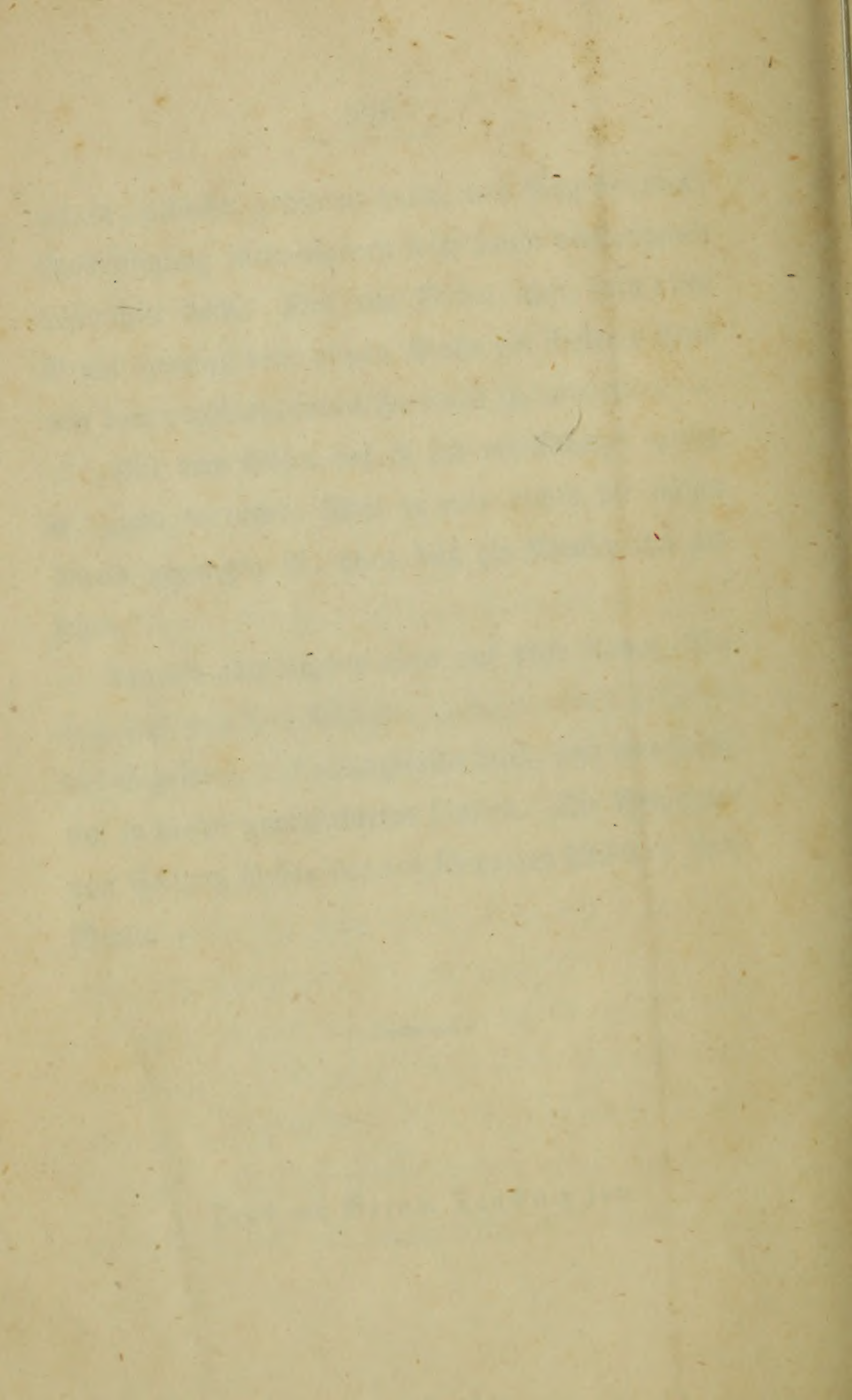
„Mit dem Bösen hat er sich verbündet," sprach er, „und warum? Weil er mir nichts dir nichts davon gegangen ist, ohne daß ein Mensch ihn gesehen."

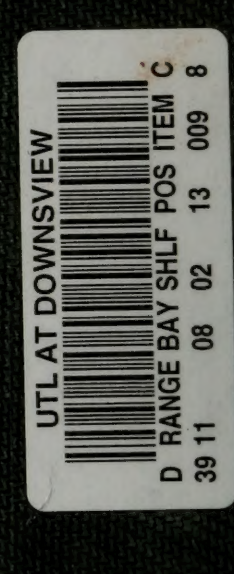
Aenneli aber achtete nicht auf diese Reden. Sie trug fort und fort Blumen, Kränze, Guirlanden in das Segelboot, das unangetastet blieb, und war glücklich in diesen unerwiederten Opfern. Die Bewohner von Coligny hießen sie: des schwarzen Milohr's stille Braut. —

---

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 11 08 02 13 009 8